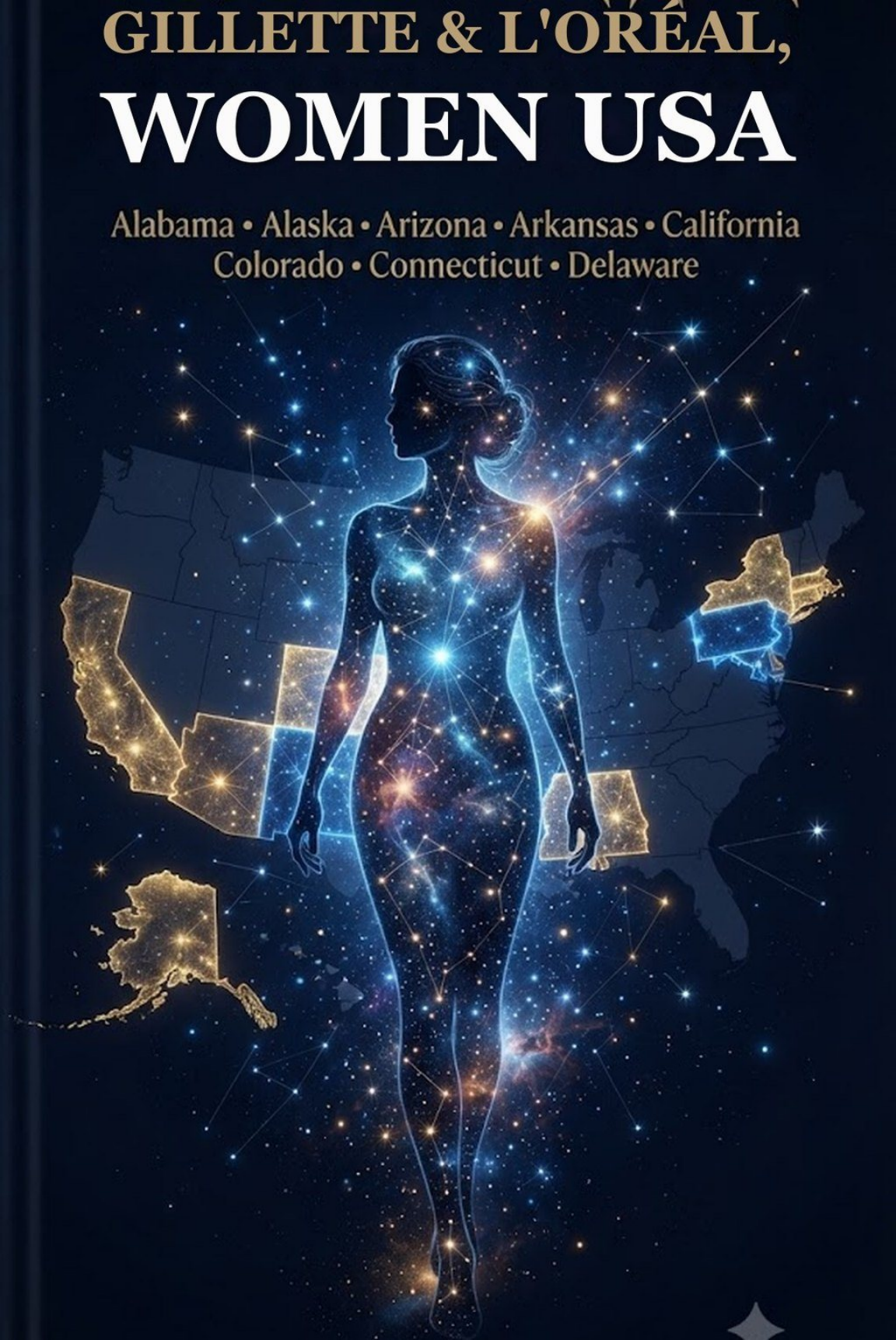
GILLETTE & L'ORÉAL,

WOMEN USA

Alabama • Alaska • Arizona • Arkansas • California
Colorado • Connecticut • Delaware



GILLETTE & L'ORÉAL, WOMEN USA — VOL. I

L'ORÉAL THROUGH GILLETTE · 00

Die erste Etappe der amerikanischen Durchquerung: Alaska, Arizona, Arkansas, Kalifornien, Colorado, Connecticut, Delaware. Der Band beginnt mit Kapitel Null, dem arktischen Prolog, den alle sechs Bände der Reihe gemeinsam haben.

Kapitel Null — gemeinsamer Auftakt

Dieses Eröffnungskapitel ist allen sechs Bänden von Women of the United States gemeinsam. Es wird hier vollständig wiedergegeben und ist eingeklappt, damit man die Reihe der Reihe nach ohne Wiederholungen lesen kann.

KAPITEL NULL

Hier ist die Welt kein Gebiet: Sie ist eine Grenze. Der Nordpol empfängt nicht, verzeiht nicht, lässt keinen Raum für Fehler. Das Weiß herrscht als absolutes Wesen, stumm und ohne Gedächtnis. Die Temperatur ist keine meteorologische Angabe: Sie ist ein Raubtier. Die Nacht dauert Monate, sie erdrückt die Gedanken, verzerrt die Umrisse der Menschen, verschlingt ihren Willen.

Die Gemeinschaften sind wenige, klein und verschlossen. Inuit, Yupik, arktische Völker leben dort, wo niemand freiwillig bleiben würde. Hier ist jeder Einzelne für das Überleben der Gruppe unverzichtbar. Wenn du nicht nützlich bist, wirst du zur Last. Und wer zur Last wird, verschwindet im Schweigen, im Schnee, in der Logik einer Umgebung, die keine Zugeständnisse macht.

Die Forschungsstationen fügen eine andere Art von Kälte hinzu: die der Hierarchien. Hier ist eine Frau eine seltene Erscheinung, eine Anomalie, die sich anpassen oder untergehen muss.

An diesem Ort gibt es den Begriff „Verschwinden“ nicht. Es gibt nur das Weiß, das alles auslöscht.

Inuit- und Yupik-Frauen

Das arktische Mädchen wird nicht verwöhnt: Es wird vorbereitet. Es lernt früh, der Kälte, der Dunkelheit und dem Hunger zu widerstehen. Es muss dem Clan nützlich werden, denn hier ist Identität nicht persönlich. Sie ist funktional. Die Frau trägt die Last von Familie und Gemeinschaft: Nahrung, Feuer, Kinder, Felle, Pflege. Niemand spricht von Rechten. Niemand spricht von Zerbrechlichkeit. Depression gibt es, aber sie hat keinen Namen. Gewalt gibt es, aber sie hat keine Zeugen.

Die Frau der Forschungsstationen

Gebildet, kompetent, an Disziplin gewöhnt. Sie kommt als Forscherin, Technikerin, Ärztin. Schnell entdeckt sie, dass der Nordpol keine Qualifikationen anerkennt. Hier zählt nur die seelische Härte. Männliche Hierarchien beherrschen sie, und jedes Zeichen von Schwäche wird als Schwäche ausgelegt. Es ist eine Umgebung, in der Stärke nicht genügt: Verlangt wird äußerste Selbstbeherrschung.

Die westliche Frau „von draußen“

In Freiheit aufgewachsen, kommt sie in dem Glauben, die Kälte besiegen zu können. Doch der Ort bricht sie: Einsamkeit, winzige Räume, endloses Schweigen. Die Stationen sind keine Gemeinschaften, sie sind Mechanismen. Und eine Frau muss in

einem von Männern entworfenen Mechanismus kämpfen, um nicht zu verschwinden.

Die Reise ans Ende der Welt

Mein Nachbar Antonio, Nino genannt, redete seit Jahren vom Nordkap, von der Mitternachtssonne, von den Monaten ohne Dunkelheit. Es war ein Traum, den er in der Tasche trug wie etwas Unmögliches. An einem Morgen im Mai klingelte ich an seiner Tür und sagte nur: „Pack deinen Koffer. Ich bin in einer Stunde zurück. In 30 Tagen sind wir wieder da." Er sah mich an, überrascht, glücklich. Seine Frau fragte besorgt, was wir vorhätten. „Einem Traum hinterherjagen", antwortete ich.

Wir stiegen ins Auto. Unsere Frauen sahen uns an, als wären wir verrückt. Aber diese Reise war echt. Nino steckte schon voller Fragen. „Wohin fahren wir? Wie viel Geld soll ich mitnehmen?" „Entspann dich", sagte ich ihm. „In 54 Stunden sind wir da. Nur 5.000 km. Wir sitzen im neuen Range Rover. Genieß die Fahrt."

Alle 300 km musste ich anhalten: Er, zwölf Jahre älter als ich, hatte seinen eigenen Rhythmus. Ich hatte Wasser und Getränke; er hatte Kaffee und körperliche Bedürfnisse. Und je weiter wir kamen, desto mehr erzählte er von seinem Leben. Dinge, die ich nie erfahren hätte, wäre da nicht diese endlose Straße gewesen.

Zwei Männer allein in einem Auto reden immer über Frauen. Er hatte nur seine Frau kennengelernt. Ich lachte. Ich beruhigte ihn: „Uns geht es genauso."

Er fragte mich, wie ich es schaffte, bei 60 Stunden Fahrt bei Verstand zu bleiben. Ich erzählte ihm von Russland, als ich mit 22 Jahren 51 Stunden gefahren war, um eine Frau zu treffen, die ich nie gesehen hatte. „Entfernungen sind keine Grenzen", sagte ich ihm, „sie sind Ausreden. Ich hatte nie welche."

Die Ankunft im Weiß

Wir fuhren nach Norwegen hinein. Eine Herberge an der Straße. Dort würden wir das Auto lassen und mit dem Schlitten weiterfahren.

Die Führerin war vermummt, undurchdringlich. Als sie die Brille abnahm, entdeckte ich, dass sie eine Frau war. Eine Norwegerin, schweigsam, direkt, eisig. Nino in der Mitte des Schlittens, sie vorn, ich mit meinen 190 cm hinten als Schlusslicht.

Es war noch hell. Meine Uhr zeigte die Zeit an, aber sie sagte mir nicht, ob es Nacht oder Morgen war. Es war Mitternachtssonne. Wir hatten das Nordkap erreicht.

Nino weinte. Er umarmte mich. Ich sagte lachend zu ihm: „Pass auf … die Leute könnten denken, wir sind schwul." Wir lachten, aber wir waren am Rand der Welt.

Dann kam der Frost: –52 °C.

Der Eintritt in die wahre Arktis

Sie brachten uns in einen Metallcontainer, um uns umzuziehen. Extrem schwere, gepolsterte Anzüge, verschlossen mit komplizierten Reißverschlüssen.

Ich bezahlte die Führerin. Nino wurde mit einigen Männern in einem Iglu untergebracht; ich in einem anderen bei einer Familie: ein alter Mann, zwischen 70 und 80, und drei Frauen zwischen 30 und 50.

Es war eine geschlossene Welt. Einfach. Brutal.

Der Mann hielt sich abseits. Die Frauen gaben den Takt vor. Und die Toilette war ein Hügel fünf Meter vom Iglu entfernt: Die Kacke gefror, bevor sie den Boden berührte. Mein erstes Pinkeln wurde

zu einem gelben arktischen Stern. Es war der Norden, der mich begrüßte.

Die Frau mittleren Alters, Magi, sprach ein wenig Englisch. Der Rest waren Gesten, Augen, Hände. Die Sprache der Kälte.

Als ich nicht genau wusste, wie man den Anzug benutzt, fasste sie mir, ohne nachzudenken, in den Schritt, um mir einen versteckten Reißverschluss zu zeigen. Da war keine Absicht, keine Verlegenheit: nur Funktion. Überleben.

Die drei Tage im Iglu

Sie brachten Essen. Geräucherten Fisch, rohen Fisch, Dorschleber, Walbauch. Und Haifischbällchen. Es gab keine Wahl. Es gab keine Alternative. Es war das, was die Natur hergibt.

Dann trank ich: eine rote Flüssigkeit. Ich hielt sie für Wein. Es war gefiltertes, gekochtes, gesüßtes Walblut. Ich trank es. Es gab mir eine Kraft, die ich nie zuvor gespürt hatte. Eine Urenergie. Ich dachte, es sei Kokain. Nein. Es war der Norden, der in den Körper eindrang.

Die Frauen beobachteten mich. Der Alte ging auf die Jagd. Ich ruhte mich aus und trank Blut. Drei Tage ohne Telefon, Internet, Computer, ohne Nino. Nur ich und sie.

Es gab keine Nacht. Nur Licht, Feuer, Eis und Atem.

Die drei Frauen legten sich schlafen. Ich suchte mir einen Platz. Die Jüngste hob den Arm und bedeutete mir, näher zu kommen. Sie brachen in Gelächter aus. Ich verstand nicht. Sie sagten, ich sei ihr „Weihnachten“.

Eine Art zu sagen, dass ich angenommen worden war.

Ich versuchte, ihnen etwas Geld zu geben, um mich zu bedanken. Sie lehnten ab. Sie wollten nur eine Umarmung. Und ein paar Worte auf Kalabrisch, um sich näher zu fühlen.

Dort verstand ich den Wert wahrer Geschenke: derer, die man weder kaufen noch verkaufen kann.

Der Abschied der Führerin

Nach drei Tagen kam die Führerin. Sie sprach eine Stunde lang mit den drei Frauen. Ich war draußen. Ich verstand nicht, was sie sagten. Es ging mich nichts an. Es war ihre Sprache, ihre Welt, ihr Gesetz.

Im Container, während ich mich auszog, kam die Führerin herein. Neugierig. Direkt. Nordisch. Sie umarmte mich fest. Sie küsste mich. Ihre Haut war weiß wie Milch. Ihre Augen waren blau wie der Augusthimmel.

Sie bat mich, sie mitzunehmen. Sie hätte alles getan, um aus dieser Welt herauszukommen.

Ich lächelte respektvoll. Ich konnte nicht. Ich durfte nicht.

Ich ließ ihr nur ein Versprechen da: „Wenn du etwas brauchst, schreib mir einen Brief. Ich helfe dir.“ Sie lehnte sogar das Geld ab. Sie war eine schöne Frau, aber einsam. Eine Einsamkeit, die man von Weitem nicht sieht. Eine Einsamkeit, die die Kälte nicht verzeiht.

Die Rückkehr nach Hause

Wir fuhren Nino abholen. Er war begeistert. Er wollte nicht zurück. Aber ich hatte eine Verabredung mit seiner Frau.

Er erzählte allen von seinen drei Tagen. Ich schwieg. Ich habe mit dem Mann nie etwas geteilt. Nur mit dem Papier.

Und so war ich, während Nino in seine Welt zurückkehrte, schon unterwegs in eine andere. Ein anderes Ziel. Eine andere Begegnung.

Willkommen.

Epilog

Der Norden nimmt dich nicht: Er verändert dich. Und er gibt dich

nie ganz zurück. Männer kommen an den Nordpol auf der Suche nach Licht, Stille, Fotos, Träumen. Frauen bleiben, um zu überleben.

Männer erzählen, was sie gesehen haben. Frauen verschweigen, was sie erlebt haben.

Männer kehren zurück. Frauen bleiben. Sie bleiben in der Kälte, in Häusern aus Schnee, in ungehörtem Schweigen. Sie bleiben, um Gemeinschaften zu tragen, die sie nicht feiern. Sie bleiben, um Kinder, Alte, Fremde zu schützen. Sie bleiben unsichtbar.

Ich habe von dort nur eine Erinnerung mitgenommen: eine schöne, unglaublich schöne Frau, aber allein. Nicht im romantischen Sinn. Im menschlichen Sinn. Im tragischen Sinn.

Reflexion

Der Norden tötet nicht den Körper. Er tötet die Gegenwart. Und was bleibt, ist Weiß: ein Ort, an dem Frauen zugleich leben und verschwinden.

Deshalb schreibe ich. Weil extreme Orte ihre eigene Geschichte nicht erzählen. Und wer sie durchreist, kann sich den Luxus des Schweigens nicht leisten.

Ich nicht. Ich nicht. Meine Erde hat mich geboren, und der Rest der Welt nimmt mich nicht als Gast auf, sondern als einen aus der Familie.

Aus dem absoluten Weiß des Nordens stieg ich hinab in das absolute Durcheinander der Vereinigten Staaten.

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA

Der unmögliche Auftrag

Achtzehn Jahre für ein amerikanisches Unternehmen zu arbeiten, gibt dir etwas, das dir kein anderes Unternehmen der Welt geben kann: eine Arbeitskultur, Abläufe, eine klare Mission und ein Wertesystem, das keine Theorie ist – es ist tägliche Praxis. Sie erklären es dir nicht; sie bauen es dir ein. Und sie tun es, ohne dich um Erlaubnis zu fragen.

Ich war im New Yorker Büro, als man mir eine Aufgabe anbot, die ich mir nie hätte vorstellen können. Keine Beförderung. Keine Versetzung. Ein Experiment.

Ein vertrauliches Programm, geschaffen, um ein Modell menschlicher Beziehungen innerhalb der Vereinigten Staaten zu überprüfen. Sie hatten keine Manager, Psychologen oder Trainer ausgewählt. Sie hatten Menschen mit einer bestimmten Art von Erfahrung aus dem echten Leben ausgewählt. Und mein Name fiel – obwohl ich seit achtzehn Jahren im Vertrieb war. Sie schauten nicht auf die Rolle: Sie schauten auf den Kopf.

Der Test war einfach zu erklären und äußerst schwer zu bestehen:

die 50 amerikanischen Bundesstaaten in einem Jahr bereisen, die Städte selbst auswählen und in jeder mindestens eine Woche bleiben.

Die letzten zwei Wochen wären Zwangsurlaub. Sie würden alle Kosten übernehmen. Ich musste nur leben, beobachten, verstehen und jeden Montag einen Bericht abgeben. Einen menschlichen, nüchternen, präzisen Bericht.

Ich unterschrieb den Vertrag. Ich gab zu Hause Bescheid. Sie fragten nichts. Sie wollten nur wissen, ob die monatlichen Vorräte angekommen waren. Ich stand vor einem Jahr in Amerika. Sie standen, wie immer, vor dem nächsten Monat.

Zur Sicherheit wurde mein Gehalt direkt auf mein Bankkonto in Italien überwiesen. Es war eine höfliche Art, mir zu sagen: „Mach keinen Unsinn. Leb mit dem, was du hast. Mal sehen, wer du wirklich bist."

Erst fünfzehn Jahre später erhielt ich Zugang zu meinen Originalberichten, zu den Analysen und zu dem Material, das sie über mich gesammelt hatten. Daraus ist dieses Buch entstanden. Ich erhielt die Erlaubnis, es zu veröffentlichen, unter einer Bedingung: niemals das Unternehmen zu nennen, das es in Auftrag gegeben hatte.

Es spielt keine Rolle. Diese Geschichte handelt nicht von Logos. Sie handelt von einem Mann in einem Land, das man unmöglich verstehen kann, wenn man es nicht am eigenen Leib erlebt.

Fange ich am entferntesten Punkt an?

Die logische Wahl war, an den Rändern anzufangen, nicht in der Mitte. Aus zwei einfachen Gründen:

1. Ich kam frisch aus dem Experiment: hohe Klarheit, höchste Aufmerksamkeit.

2. Wenn ich am Extrem anfing, konnte ich den Kurs korrigieren und die Reise sauber beenden.

Ich musste nicht in Boston oder Chicago anfangen. Ich musste an einer Grenze anfangen. An einem Ort, der nur auf dem Papier Amerika war.

Ich wählte Juneau, die Hauptstadt Alaskas. Abgeschieden. Nur per Schiff oder Flugzeug erreichbar. Eine Stadt, die niemandem gehört. Der perfekte Ort für den Anfang.

Ressourcen optimieren

Vor der Abreise tat ich, was ein Amerikaner vor allem respektiert: Ich organisierte mich wie ein Profi, nicht wie ein Tourist.

Ich rief drei der bekanntesten Fluggesellschaften an, die mit den größten Inlandsnetzen. In weniger als einer Stunde kaufte ich ein Heft mit fünfzig Inlandsflügen zu 60 % Rabatt.

Keine Zeitbegrenzung. Keine Tagesbegrenzung. Keine Einschränkungen. Nur eine Bedingung: sie innerhalb eines Jahres zu nutzen.

Dasselbe tat ich mit Hotelketten, Uber-Taxis und Autovermietungen und stellte dann einen ordentlichen Plan der Etappen und der Mittel auf, aber nicht der Zeiten.

Ich war bereit.

Es war mein erster echter Erfolg. Das erste Zeichen dafür, dass ich mich zu bewegen wusste. Amerika belohnt die, die handeln, nicht die, die warten.

Als das Unternehmen die Transaktion sah, tat es, was eine amerikanische Kultur immer tut: Es prüfte die Zuverlässigkeit.

War ich in der Lage, ein Jahr ständiger Bewegung zu bewältigen? War ich in der Lage, mit Unvorhergesehenem, Entfernungen und Notfällen umzugehen? War ich selbstständig?

Deshalb regelte ich vor der Abreise ein weiteres entscheidendes Detail:

Ich sorgte dafür, dass meine Kreditkarte ein monatliches Limit von mindestens 100.000 Dollar hatte.

Es war nicht zum Ausgeben gedacht. Es sollte zeigen, dass wir es verwalten konnten. So denken die Amerikaner: Wenn du keine Selbstständigkeit hast, hast du keine Freiheit. Und wenn du keine Freiheit hast, kannst du nicht bewertet werden.

Von diesem Moment an war das Programm kein Auftrag mehr. Es war eine Mission.

UND JETZT REISEN WIR WIRKLICH

Alaska gehört nur geografisch zu den Vereinigten Staaten. Es ist eine andere Welt.

Es ist der Ort, an dem Frauen spurlos verschwinden. Wo eine Anzeige nie ihr Ziel erreicht. Wo Städte nur zivilisierte Inseln mitten in einem wilden Kontinent sind.

Juneau war meine erste Prüfung: eine Hauptstadt ohne Straßen, die sie mit dem Rest des Landes verbinden. Ein Stück Amerika, das sich nicht wie Amerika anfühlt.

Hier begann ich etwas zu verstehen: Die Reise würde nicht geografisch sein. Sie würde menschlich sein.

BLOCK 1 (Band I)

Alabama – Alaska – Arizona – Arkansas – Kalifornien – Colorado – Connecticut – Delaware – Florida – Georgia

BLOCK 2 (Band II)

Hawaii – Idaho – Illinois – Indiana – Iowa – Kansas – Kentucky – Louisiana – Maine – Maryland

BLOCK 3 (Band III)

Massachusetts – Michigan – Minnesota – Mississippi – Missouri – Montana – Nebraska – Nevada – New Hampshire – New Jersey – New Mexico

BLOCK 4 (Band IV)

New York – Washington

BLOCK 5 (Band V)

North Carolina – North Dakota – Ohio – Oklahoma – Oregon – Pennsylvania – Rhode Island – South Carolina

BLOCK 6 (Band VI)

South Dakota – Tennessee – Texas – Utah – Vermont – Virginia – West Virginia – Wisconsin – Wyoming ALABAMA Alabama ist nicht einfach der Süden der Vereinigten Staaten. Es ist ein Stück Geschichte, das nie erkaltet. Hier ist die Sklaverei kein Kapitel: Sie ist ein Schatten. Die Rassentrennung ist keine Erinnerung: Sie ist eine Narbe. Der Glaube ist kein Trost: Er ist Kontrolle. In diesem Staat wiegt alles schwer. Die Hitze wiegt schwer. Die Familie wiegt schwer. Die Tradition wiegt schwerer als alles andere. Die Religion zieht sich wie ein Gürtel um die Kehle zusammen. Die Gemeinschaften beobachten, urteilen, erinnern sich. Nichts wird

wirklich vergessen. Nichts wird wirklich vergeben. Und mitten in all dem gibt es die Frauen. Frauen, die ganze Haushalte führen, ohne genannt zu werden. Frauen, die drei Schichten arbeiten und im Morgengrauen aufstehen, um ihre Kinder fertig zu machen. Frauen, die sonntags in der Kirche beten und montags schweigend zittern. Frauen, deren Ehemänner von der Arbeit erschöpft sind oder deren Männer nichts tun. Frauen, die am selben Tag Mütter, Töchter, Großmütter und Säulen des Lebens werden.

Das Leben der Frauen in Alabama ist ein ständiges Pendeln:

– es gibt die, die früh von zu Hause weggehen, um zu heiraten, wegzulaufen, zu schnell erwachsen zu werden

– es gibt die, die zurückkehren wegen einer Scheidung, einer verlorenen Arbeit, einer verschwiegenen Gewalt

Es sind geschmiedete Frauen. Nicht zerbrechlich. Keine Rebellinnen. Keine Opfer.

Geschmiedet.

Ihr Widerstand ist still, aber absolut. Es ist die Kraft derer, die nicht zusammenbrechen dürfen, weil niemand sie aufheben würde.

Die Kellnerin im Diner

Es roch nach Kaffee und Frittiertem. Und sofort fiel mir eine Regel ein, die überall gilt: Je ärmer ein Ort wirkt, desto besser das Essen. Diese Wahrheiten habe ich auf der Straße gelernt. Und sie haben mich nie getäuscht.

Sie hieß Carol.

Blond – natürlich, vielleicht auch nicht –, kaputte Hände, ein schnelles Lächeln, matte Augen. Sie bediente alle mit derselben müden Anmut. Und niemand sah sie wirklich an.

Ich schon. Wenn ich einen arbeitenden Engel sehe, kann ich nicht anders, als ihn zu grüßen und ihm ein Lächeln zu schenken. Das ist das Mindeste, was ich tun kann. Sie führte mich an den Tisch. „Was willst du essen?“, fragte sie. Wären wir in Italien gewesen, hätte ich ihr meine Wahrheit gesagt. Ich versuchte es trotzdem:

„Ich will dich.“

Sie sah mich ausdruckslos an. Oder sie tat so, als verstünde sie nicht – wie manche Einheimische, die, wenn sie alles verstanden haben, sagen, sie hätten nichts verstanden. Es zu wiederholen war sinnlos. Also bestellte ich:

Hotdog. Bier. Und einen schwarzen amerikanischen Kaffee, mit Dessert.

Ich hatte ihre Neugier geweckt. Ich sah es an ihren Bewegungen. Nach ein paar Minuten kam sie zurück: „Meine Schicht endet in zehn Minuten… darf ich mich setzen?“

Ich war einverstanden.

Sie setzte sich mit krummem Rücken, wie jemand, der sich nie ausruht. Sie sah mir in die Augen und sagte ohne Drama:

„Ich bin zu diesem Job gezwungen. Mein Mann ist im Irak gestorben. Ich habe keine Kinder, keine Verwandten. Und die Straße… das ist kein Job für mich.“

Ich antwortete nicht. Manchmal ist das Wort eine Beleidigung. Ich nahm ihre Hand. Ein fester Druck. Eine trockene, saubere Geste.

Und in ihrer Handfläche ließ ich hundert Dollar zurück.

Ich stand auf. Ich ging hinaus. Ohne mich umzudrehen. Aber durch die Scheibe sah ich sie. Sie war aufgesprungen, wie überrascht, wie verletzt, wie dankbar. Sie stammelte etwas, das nicht herauskam.

Und dort verstand ich die Wahrheit über Carols Leben:

Sie setzt sich nie.

Die Gospelsängerin

Es war ein Sonntag wie jeder andere. Ich spürte das Bedürfnis, mein spirituelles Ich zu berühren, und in Alabama heißt das, in die Kirche zu gehen. Dort ist der Glaube keine Religion: Er ist eine Bühne.

Der Pastor beendete gerade seine Predigt, als ich durch das Hauptportal trat, das wegen der Hitze weit offen stand. Ich wählte keinen Seiteneingang. Ich wollte, dass meine Ankunft in dieser kleinen Gemeinde bemerkt wurde.

Er sah mich und sagte laut: „Willkommen, Fremder." Ich antwortete: „Willkommen auch Ihnen."

Ich setzte mich. Die Orgel begann zu vibrieren: ein hoher, vertrauter Klang, jener „amerikanische Geist", der mich an Aretha Franklin erinnert, auch wenn niemand berühmt ist. Und dann kam sie herein.

Ihre Stimme sang nicht: Sie brach sich Bahn.

Sie war Afroamerikanerin, nicht von der Sorte, die unbemerkt bleibt, sondern von der, die dir das Schicksal nur einmal vor die Augen stellt, um dich daran zu erinnern, was ein Mensch vermag,

wenn das Leben ihn zermalmt. Ihre Stimme war gewaltig. Ihr Leben war klein. Sie sang sonntags, um zu atmen. Sie schwieg die ganze Woche, um zu überleben.

Als es vorbei war, standen die Leute auf, um zu gehen, als wäre nichts geschehen. Ich ging zu ihr. Sie war überrascht: Niemand dort bedankte sich bei der Gospelsängerin. Es ist, als würde man sich bei der Luft bedanken: Alle halten sie für selbstverständlich.

Ich gab ihr die Hand. Ich überreichte ihr eine kleine Schale, von der Art, wie sie edlen Frauen vorbehalten ist. Denn sie hatte alles, oder fast alles. Ihr fehlte nur ich. Und für eine Minute war ich da.

„Wer sind Sie?“, fragte sie. Ich antwortete: „Ich bin einer der Engel, die nur für Sie von der Decke herabgestiegen sind. Und dank Ihnen bleibe ich heute ein Mensch. Ich gehe nie mehr zurück.“

Sie lächelte. Gutes Zeichen. Ich verkaufte nichts. Ich suchte nichts. Ich nahm auf. Wie immer.

Ihre Neugier stand kurz davor, in eine Frage auszubrechen, aber ich ging schon zum Ausgang. Und dann geschah es.

Ihre Stimme rief mich: „Sir! Sir! Fremder!“ Ein lauter Schrei, voller Luft und voller etwas, das kein Schmerz war.

Ich drehte mich nicht um. Ich kann einen Hilferuf von einem Schrei nach dem „Warum“ unterscheiden. Das war ein „Warum“. Und es brauchte keine Antwort. Meine Gabe blieb zu ihren Füßen. Sie war mein Zeichen. Den Rest ihres Lebens, dem nie jemand applaudiert hat, würde sie selbst schreiben.

Die Studentin

Sie lebte zwischen Büchern und subtiler Diskriminierung. Ich saß vor dem Campus und wartete auf eine ehemalige Kollegin, die dort Professorin geworden war. Der Campus war voller junger Leute, die herumliefen, lachten, so taten, als würden sie nicht beobachtet. Sie nicht. Sie beobachtete.

Als meine ehemalige Kollegin kam, umarmte sie mich fest. Die Studentin sah die Szene. Sie wandte den Blick nicht ab. Und während ich die Umarmung erwiderte, sah ich sie an. Nur sie.

Die Professorin musste zu anderen Verpflichtungen eilen. Sie ließ mich mitten im Hof zurück, mit einem schnellen Abschied und einem wehmütigen Blick. Ich setzte mich auf den Rand des Brunnens, neben die Studentin. Sie lächelte. Eines dieser Lächeln, die weder Einladung noch Abwehr sind: Sie sind die Wahrheit.

„Was sind deine Träume?“, fragte ich sie. „Du bist jung, klug … und verdammt schön.“

Sie errötete nicht. Sie plusterte sich nicht auf. Sie antwortete knapp, wie jemand, der gelernt hat, mit der Wirklichkeit zu leben:

„Ich träume davon, dem Süden zu entkommen.

Aber der Süden folgt mir überallhin.“

Ich nickte. „Weißt du, woher ich komme?“ Sie schüttelte den Kopf. „Aus Süditalien.“ Sie hielt eine Sekunde inne. Dann lachte sie. Ein kurzes Lachen, von der Art, die ein Fenster in die Last öffnet.

Wir sprachen wenig. Aber es reichte.

„Wir sind geboren, um mit der Identität, der Vergangenheit und den Erwartungen zu ringen“, sagte ich ihr. „Wir verlangen immer

von den anderen, dass sie sich ändern, aber die wahre Veränderung beginnt in uns selbst."

Sie war jung. Aber die Last, die sie trug, war es nicht. Und sie trug sie mit Würde.

Bevor ich ging, wollte ich ihr etwas hinterlassen, das weder eine Rede noch ein Versprechen war. Nur die Wahrheit.

„Denk daran, meine Liebe:

Der Süden ist für den Norden, was eine Frau für einen Mann ist."

Sie sah mich an. Sie verstand. Mehr brauchte es nicht.

Ich stand auf. „Tschüss. Und viel Glück."

Sie antwortete nicht. Sie lächelte nur. Und dieses Lächeln hatte mehr Zukunft als der ganze Campus.

Die Frau der modernen Plantage

Ich hatte einen Termin mit dem Präsidenten der Handelskammer des Bundesstaates. Ich war früher in Italien Ratsmitglied gewesen, und gewisse institutionelle Abläufe kommen einem sofort wieder in den Sinn, sobald man sie wiedersieht. Er war groß, schlank und elegant. Eine goldene Uhr. Ein feiner Duft von altem Reichtum. Von der Sorte, die man nicht zur Schau stellt: Man trägt sie. Denn die Reichen hier riechen nicht nach Geld. Sie riechen nach allem.

Er war stolz auf seinen Staat. Zu stolz. Überzeugt, dass die Wirtschaft Alabamas die ganze Nation trage, beschloss er, es mir zu beweisen, und brachte mich auf eine Baumwollplantage. Zuerst das Land. Dann die Verarbeitung. Dann die moderne Agrarindustrie, die die Ketten abgenommen, aber dieselben Rhythmen gelassen hat.

Und dort sah ich sie.

Die Sonne verbrannte ihr den Rücken. Ihre Bewegungen waren schrecklich langsam, präzise, ohne eine Klage. Sie war eine Frau in der Blüte des Erwachsenenalters, mit einem Gesicht, das von der Mühe gemeißelt schien. Die Familie auf ihren Schultern. Ihre Haut war zerfurcht. Ihre Augen waren hart. Der Takt von jemandem, der sich nie, niemals einen Fehler erlaubt.

Ich fragte den Präsidenten, ob ich mit den Arbeiterinnen sprechen dürfe. Ich wolle „besser verstehen", sagte ich. Ein Vorwand. Ich wollte nur mit ihr sprechen.

Ich ging zu ihr. Sie kniete nieder und küsste mir die Hand. Eine uralte Geste, fehl am Platz, aus der Zeit gefallen. Ich hielt sie sofort auf.

„Stehen Sie auf", sagte ich ihr. „Ich bin kein Bischof. Und auch kein Papst. Ich bin nur ein Mensch wie Sie."

Sie antwortete nicht. Sie sah mich kaum an, so wie es die tun, die es sich nicht leisten können, wirklich hinzusehen. Ich schwieg ein paar Sekunden. Dann ging ich. Aber es war nicht vorbei.

Am nächsten Tag kam ich allein zurück. Ich wollte sie wiedersehen, ohne das politische Theater um mich herum.

Ich wartete, bis die Arbeiterinnen herauskamen. Als sie mich sah, senkte sie die Augen. Schüchternheit. Respekt. Und ein unterdrückter Wunsch zu sprechen.

Ich hielt sie mit einer langsamen Geste auf, ohne etwas aufzuzwingen. Sie war das Gesicht der verborgenen Kontinuität des Südens: der uralten Mühsal, die nie ausgelöscht wurde. Nur besser versteckt.

Ich nahm ihre Hand. Ich reichte ihr ein kleines Bild von Padre Pio, das ich immer bei mir trage. Auf die Rückseite hatte ich geschrieben:

„Schmerz wird nicht vergessen, wenn er vorbei ist.

Er wird erst vergessen, wenn man vergibt."

Ich sagte nichts weiter. Es war nicht nötig. Sie nickte mit einer kleinen Geste, unsichtbar für die anderen. Aber für mich war das alles.

Epilog – Alabama

Alabama ist kein Staat: Es ist ein Urteil. Ein Ort, an dem die Vergangenheit nicht vergeht und die Gegenwart nicht um Erlaubnis fragt. Alles ist noch auf zwei Zeilen geschrieben: wer steht und wer fällt. Und immer ist es eine Frau, die steht.

Ich habe vier verschiedene Gesichter gesehen, aber dieselbe Wahrheit: die Kellnerin, die sich nie setzt, die Gospelsängerin, die singt, um zu atmen, die Studentin, die davon träumt, einem Süden zu entkommen, der sie verfolgt, die Arbeiterin auf den neuen Plantagen, Erbin einer uralten Mühsal. Vier Geschichten. Dieselbe Wurzel. Derselbe stille Kampf.

In Alabama lebt die Frau in einem Glauben, der schützt und straft, in einer Familie, die stützt und erstickt, in einer Gemeinschaft, die beobachtet und urteilt. Und doch hält sie stand. Sie gibt nicht nach. Sie zerbricht nicht. Sie rechtfertigt sich nicht.

Männer beschreiben ihren Süden als Quelle des Stolzes. Frauen erleben ihn als Prüfung.

Reflexion – Alabama

Die Wahrheit ist einfach: Wo der Mann den Namen zur Schau stellt, regiert die Frau die Welt.

Alabama hat mich gelehrt, dass manche Leben keine Stimme brauchen, um zu schreien. Sie brauchen jemanden, der zuhört. Und ich habe einmal mehr getan, was ich kann: vorbeigehen, beobachten, verstehen und dann gehen, ohne zu stören.

Denn der amerikanische Süden hat, wie der globale Süden, eine Regel, die seit Jahrhunderten gilt: Wer dort lebt, ändert sich nicht. Wer sie sieht, ändert sich.

Ich habe sie gesehen. Und ich werde nicht derselbe bleiben.

ALASKA

Alaska ist kein Bundesstaat: Es ist eine lebendige Grenze. Ein Gebiet so groß wie ein Kontinent, wo der Mensch Gast ist und die Natur entscheidet. Es gibt Städte, die nur auf dem Luftweg verbunden sind. Dörfer, die einmal im Monat einen Arzt sehen. Häuser, in denen Strom ein Luxus ist und heißes Wasser ein Privileg. Hier ist die Kälte kein Klima: Sie ist ein Charakter. Sie formt die Menschen, prägt die Gewohnheiten, zwingt Schweigen auf. Das Leben besteht aus unmöglichen Entfernungen, harter Arbeit, einer Isolation, die tief gräbt und die Art verändert, wie wir sprechen, lieben und überleben.

Die Gemeinschaften der Ureinwohner tragen jahrhundertealte Traditionen. Die Frauen sind die Grundpfeiler: Sie halten das Haus in Ordnung, ziehen die Kinder groß und halten die Gemeinschaft zusammen. Aber sie sind nicht die Stimme. Oft haben sie keinen Raum, um zu erzählen, was sie ertragen.

In den Städten – Anchorage, Fairbanks, Juneau – dreht sich die Welt schneller, aber die Einsamkeit bleibt dieselbe. Frauen kommen auf der Suche nach Arbeit, Freiheit, einer Zukunft. Viele werden am Ende verschluckt: von den Vororten, von den Schichten bei den Ölfirmen, von schlechten Beziehungen, vom Schweigen der Institutionen.

Wenn in Alaska eine Frau fällt, trägt der Schall nirgendwohin. Die Kälte deckt alles zu. Und was verschwindet, bleibt verschwunden.

Die Taxifahrerin

Die Fahrt vom Flughafen zum Hotel genügte. Fünfundvierzig Minuten auf einer vereisten Straße, und eine vierzigjährige Witwe hörte keine Sekunde auf, mit mir zu reden. In Alaska ist es immer so: Die Menschen leben allein, aber wenn sie jemanden treffen, der zuhört, öffnen sie sich, als wäre es ihr letzter Tag.

Ich hatte beschlossen, auf dieser ganzen Reise Schriftsteller zu sein. Keine Rollen, kein Unternehmen, keine Tests. Ich blieb anonym, denn in Wahrheit wusste ich selbst nicht genau, wonach ich suchte. Ich wusste nur, dass mich jemand dafür bezahlte, etwas zu verstehen, das er nicht aussprach. Sie begann mit den üblichen Fragen: Alter, Beruf, ob ich verheiratet sei, ob ich Kinder habe. Ich antwortete einfach: „Ich bin verlobt."

Sie brach in Lachen aus. Und Lachen ist in Alaska der Reisepass zum Vertrauen einer Frau. In diesem Moment war ich in ihrer Welt.

Wir kamen am Hotel an. Sie parkte und fand einen Vorwand, um mich mit meinem Koffer bis zum Zimmer zu begleiten. Ich verstand sofort etwas: Wenn eine Frau etwas will, fragt sie nicht. Sie nimmt es sich.

Es war das erste Zeichen, dass ich vorsichtig sein musste. Es war nicht riskant, es war respektvoll: Eine Frau, die nachts allein in Alaska Auto fährt, wird nicht vierzig, wenn sie nicht gelernt hat, Männer besser zu lesen als jeder andere.

Wir blieben Freunde. Wir schreiben uns noch heute. Sie bittet um Rat, und jedes Mal wiederholt sie denselben Satz:

„Du hast die Lösung für die Probleme aller, aber du hast keine Probleme für dich selbst. Du hast Gelegenheiten."

Eine Frau, die in eisiger Kälte fährt, um zu überleben. Und die nie aufgehört hat, die anderen besser zu verstehen, als sie sie je verstanden haben.

Die Grenzpolizistin

Ich ging am Morgen spazieren. Auf Reisen mache ich immer dasselbe: Ich lasse Papiere und Brieftasche im Hotel und trage nur die Visitenkarte des Hotels bei mir. Eine Gewohnheit, die ich seit Jahren habe. Ich betrachtete die Häuser, die Kälte, das Schweigen Alaskas, als ohne Vorwarnung zwei Polizeiwagen ankamen. Zwei Polizistinnen stürzten heraus, sperrten den Verkehr, zogen gelbes Absperrband und riegelten einen Bereich ab, als wäre gerade ein Mord geschehen.

Ich blieb stehen und schaute zu, aber nach ein paar Sekunden befahl mir eine von ihnen, mich nicht vom Fleck zu rühren. Sie wollten mich als Zeugen befragen.

Zeuge wovon?

Ich hatte nichts gesehen. Ich war nur ein Mann auf einem Spaziergang.

Der „Fall“ war folgender: Ein Hund war erstickt. Jemand hatte ihm Hotdogs ohne Wasser zu fressen gegeben. In Alaska ist auch das ein Verbrechen.

In diesem Moment dachte ich, ich sei in ein Filmset geraten. Aber es war echt. Es war Alaska. Und ich war dort.

Sie halfen mir in ihren Wagen und brachten mich zurück zum Hotel, um meine Papiere zu holen. Eine der beiden sprach gut Französisch und begann, mir auf Französisch Fragen zu stellen.

Der Hund war tot. Der Schuldige musste gefunden werden. Ich war dort, also war ich offen für ein Verhör.

Ich sagte, dass ich Tiere liebe. Dass ich in Italien zwei habe. Und das genügte, nach jener unerklärlichen nordamerikanischen Logik, um mich als „nicht verdächtig“ einzustufen.

Die Spannung ließ nach. Die Förmlichkeiten verflogen. Und es kam eine Einladung zum Abendessen.

Die Polizistin hatte ohne Uniform ein Feuer an sich, das man mitten im Eis nicht erwarten würde. Vergiss die Klischees über Mexikanerinnen oder Spanierinnen: Die Frauen Alaskas sind heiß, um zu überleben, nicht zum Spielen.

Das Abendessen war einfach, direkt und ohne Ansprüche. Meine Witze brachten sie zum Lachen, wie sie seit Jahren nicht gelacht hatte. Hier, an so abgelegenen Orten, ist Lachen eine seltene Ware.

Am Ende verabschiedeten wir uns ohne Versprechen und ohne Erwartungen. Nur eines blieb, stark und scharf:

Schweigen.

Jenes, das in Alaska immer nach jeder Geschichte kommt. Und das schwerer wiegt als das Eis.

Die Studentin

Ich hatte im Hotel gefragt, wo die Bibliothek sei. Für mich war sie immer ein idealer Ort: drinnen Stille, draußen Worte. Ein Ort, an dem sich die Menschen in Ruhe kleiden, nur um wieder die Alten zu werden, sobald sie durch die Tür gehen.

Elga – die Sekretärin – fiel mir sofort auf. Sie trug eine moderne Brille mit rotem Rand. Ein Detail, das an einer Frau aus dem Norden Stil, Charakter und natürliche Sinnlichkeit vermittelt. Ich lud sie zu einer Kaffeepause ein. Sie überlegte nicht zweimal: Sie schloss die Bibliothek ab, und wir gingen.

Wir erreichten die Bushaltestelle, aber unser Bus war gerade vor ein paar Minuten abgefahren. Ein Anruf, der nie durchkam. Ein verpasster Zug. Einer dieser kleinen Brüche, die zu Gelegenheiten werden.

Sie ließ sich nicht entmutigen. Sie nahm mich am Arm, als würde sie mich seit Jahren kennen, und führte mich zu sich nach Hause. Sie machte englischen Tee, Kekse, ein einfacher, fast kindlicher Empfang. Ich war der Italiener, der zufällig dort war, sie eine junge Studentin auf der Suche nach einem Stück Zukunft. In diesem kleinen, aufgeräumten Wohnzimmer verstand ich eines: Freundlichkeit ist in Alaska eine kurze Geste. Eine sofortige Handlung. Sie ist keine Förmlichkeit: Sie ist Notwendigkeit.

Sie suchte einen Ehemann. Sie sagte es nicht, aber es war in jeder ihrer Bewegungen offensichtlich. Ich tat das Einzige, was ich wirklich kann: Ich gab ihr einen Rat. Ich war nicht derjenige, der

ihre Hand hätte halten sollen. Ich bin auf die Welt gekommen, um zu geben, nicht um zu nehmen. Und das war nicht meine Zeit.

Drei Jahre später bekam ich eine E-Mail. Ein Foto. Sie, mit einem Kind im Arm. Und ein einziger Satz:

„Ich habe ihm deinen Namen gegeben.

Nicht aus Liebe. Aus Respekt."

In einem Land, in dem der Frost alles bedeckt, genügt manchmal eine kleine Geste, um eine Spur zu hinterlassen, die niemals schmilzt.

Die Hausfrau

Mir wurde klar, dass ich meine Diät aufgab. Nur einmal am Tag zu essen ging auf Reisen gut, aber nicht an einem Ort wie Alaska, wo die Kälte dich verzehrt, ohne um Erlaubnis zu fragen. Ich beschloss, das Restaurant zu verlassen und zum Markt zu gehen. Es war die logischste Wahl: gut essen und die Einheimischen besser beobachten.

In den Supermärkten der Provinz versteht man alles: wie sie sich kleiden, wie viel sie ausgeben, wie sie ihre Kinder ansehen, wie sie mit der Müdigkeit umgehen. Es ist das ehrlichste Schaufenster der Stadt.

Ich griff nach einer Packung italienischem Prosciutto und etwas Büffelmozzarella – ein seltener Luxus in dieser eisigen Kälte –, als mir ein voller Einkaufswagen in die Seite krachte. Instinktiv hielt ich es für einen Zufall. Aber meiner Erfahrung nach tun Frauen nichts „aus Versehen". Sie wissen immer, wohin sie gehen.

Sie sah mich an und sagte: „Prosciutto und Mozzarella … Sie müssen Italiener sein?" Sie hatte alles in einer Sekunde erfasst: die

Nationalität, den Geschmack, sogar die Eleganz des Einkaufs.

Sie hieß Rose, sechsundfünfzig Jahre alt.

Sie lebte mit ihrer Tochter, ihrem Schwiegersohn und zwei Enkelkindern. Sie waren ihre Freude und ihre Last. Die Art von Frau, die ein Haus über Wasser hält, ohne dass es jemand bemerkt.

Ich schlug einen Kaffee in einem Café in der Nähe vor. Sie nahm ohne Zögern an. Sie beendete ihren Einkauf, lud ihn ins Auto und fuhr zu mir zurück.

Am Tisch begann sie zu reden. Viel. Ich hörte zu. Ich unterbrach nicht. Manchmal ist das stärkste Wort das Schweigen, das man dem anderen überlässt.

Irgendwann lächelte sie und sagte: „Italiener, Liebe, Mama, Pizza, Spaghetti …“ Der übliche Satz aus Klischees, aber mit echter Zärtlichkeit. Ich fragte mich, ob sie eines meiner Bücher gelesen hatte.

Dann sagte sie es: Sie war Schriftstellerin. Und sie hatte einen Text von mir gekauft, unter einem Pseudonym veröffentlicht. Zum Glück: Sie hatte mich nicht erkannt.

Sie erzählte weiter von ihrem Leben, vom vollen Haus, von den Tagen, die alle gleich waren, von der Angst, dass es ihren Enkeln an etwas fehlen könnte, von der Liebe, die man nicht ausdrücken kann, weil sie selbstverständlich scheint.

Als sie endlich aufhörte, sah sie mir in die Augen. Es war einer dieser Blicke, die mehr sagten als tausend Worte.

Ich sagte ihr nur das: „Ich kaufe Ihr Buch morgen.“ Und dann schicke ich Ihnen die Rezension.“

Sie war gerührt. Ihre Stimme zitterte leicht: „Danke. Sie wissen nicht, was es mir bedeutet hat, Sie kennenzulernen. Was für ein eleganter, höflicher Mensch… Sind alle Italiener so?“

Ich antwortete, wie ich immer antworte: „Schauen Sie auf Hände und Füße. Dort erkennt man, woher ein Mensch wirklich kommt.“

Rose lächelte. Es war das Lächeln einer unsichtbaren Frau, die für einen Nachmittag aufgehört hatte, unsichtbar zu sein.

Epilog – Alaska

Alaska heißt dich weder willkommen noch weist es dich ab. Es beobachtet dich. Es misst dich. Es lässt dich in der Schwebe, bis es weiß, ob du ehrlich genug bist, um noch einen Tag zu bleiben, oder vernünftig genug, um zu gehen.

In diesem Staat ist die Entfernung nicht geografisch: Sie ist menschlich. Die Menschen leben in Schweigen, die ein paar Sekunden dauern, hier aber zu Monaten werden. Die Einsamkeit ist ihre Muttersprache. Und die Frauen sind es, die sie am besten sprechen. Ich habe vier Frauen in vier verschiedenen Rollen gesehen, und alle hatten eines gemeinsam: Sie warteten auf niemanden.

Die Taxifahrerin fuhr, um nicht stehen zu bleiben. Die Polizistin kontrollierte eine Welt, die sich nicht kontrollieren ließ. Die Studentin suchte eine Zukunft an einem Ort, der ihr die Gegenwart nahm. Die Hausfrau trug ein ganzes Haus, ohne dass jemand sie sah.

In Alaska fragen die Frauen nicht. Sie handeln.

Es ist ein Ort, an dem das Leben kurz ist, die Nacht lang, und die Wahrheit keine Zuschauer braucht.

Reflexion – Alaska

Alaska hat mich etwas Einfaches und Wildes gelehrt: Die Welt ist nicht in Männer und Frauen geteilt. Sie ist geteilt in die, die die Last tragen, und die, die sie anderen aufladen.

In diesem Staat tragen sie die Last.

Ich habe keine Zerbrechlichkeit gesehen. Ich habe Würde gesehen. Ich habe eine Ruhe gesehen, die nicht aus Frieden kommt, sondern daher, dass man sich an den Sturm gewöhnt hat. Ich habe Frauen gesehen, die sich nicht beklagen, weil sie wissen, dass niemand zuhören würde, wenn sie es täten.

Die Frauen Alaskas sind nicht unsichtbar, weil sie fehlen. Sie sind unsichtbar, weil niemand sie lange genug ansieht, um sie wirklich zu sehen.

Sie sind Mütter ohne Zeit, Arbeiterinnen ohne Arbeitszeiten, Wächterinnen ohne Publikum. Sie sind ein Teil der Gesellschaft, der keinen Applaus verlangt. Und es nie tun wird.

Die Frauen Alaskas sprechen nicht über das, was sie erleben. Deshalb tue ich es jetzt.

ARIZONA

Arizona ist eine offene Wunde in der Wüste. Eine Weite aus Staub, Canyons und Schweigen, das nicht flucht, sondern urteilt. Hier wärmt die Sonne nicht. Sie brennt. Und die Nacht ist nicht kühl. Sie trennt.

Es ist ein Grenzstaat, in dem jede Straße einen Verdächtigen trägt. Einwanderer, Grenzschützer, Stämme der Ureinwohner, Veteranen, Lkw-Fahrer, alleinstehende Frauen, zerbrochene Familien: alle vermischt in einer gnadenlosen Hitze.

Die Städte wirken modern, aber sobald du den Rand verlässt, spürst du die Wahrheit: Arizona ist Wüste, Entvölkerung, Drogen, Zusammenstöße zwischen Kulturen, indigene Wurzeln, die nie absterben, und eine Einsamkeit ohne Horizont.

Und die Frauen? Hier leben sie im Auge des Sturms: zwischen Grenze und Identität, zwischen Überleben und Stolz, zwischen Gewalt und Freiheit.

Die Frau aus Arizona kann alles sein: – Hopi oder Navajo, Ureinwohnerin– mexikanische Einwanderin– alleinerziehende Mutter aus einer Geisterstadt– Grenzpolizistin– Krankenschwester in den Reservaten– Studentin in Phoenix, die von der Flucht träumt.

Aber in jeder Rolle liegt dieselbe Last: Widerstand zu leisten, ohne anhalten zu können.

Die Grenzpolizistin, 38 Jahre alt

Eine Begegnung mit der Polizei ist überall auf der Welt immer ein Test der Gesellschaft, in der man sich befindet. Ich habe sie stets als direkte Konfrontation mit dem Gebiet erlebt, mit seinen Regeln, seinen Grenzen, seinen Gespenstern.

An jenem Nachmittag hatte ich ein Auto gemietet, um mich frei und unabhängig zu fühlen. Ich war überzeugt, dass mir die Straße gehörte. Aber in Amerika gehört dir die Straße nie. Sie schuldet dir etwas.

Ich fuhr vier Stunden ohne Pause. Dann fünf. Die Wüste Arizonas ist gnadenlos: endlose Canyons, Schweigen, das frösteln lässt, Meilen, die alle gleich aussehen.

Und dann sah ich ihn. Einen Polizeiwagen mit blinkenden Lichtern. Befehl zum Anhalten.

Eine Frau stieg aus. Sie hatte deutlich mexikanische Züge, intensive schwarze Augen, dunkles, nach hinten gebundenes Haar, rote Lippen. Dunkle Ray-Ban und einen Körper, der aus der Wüste selbst gemeißelt schien. Ohne nachzudenken, sagte ich zu ihr:

„Sind Sie aus einem Schönheitswettbewerb geflohen?“

Sie ließ sich nicht beeindrucken. „Werden Sie nicht witzig. Papiere her, oder ich verhafte Sie.“

Völlig klar. Tödlich. Professionell.

Ich gab ihr alles. Die üblichen Fragen: warum ich so nah an der Grenze war, woher ich kam, warum ich seit Stunden geradeaus fuhr. „Ich kann ja nicht sagen, dass ich Pilze sammle“, antwortete ich. „Ich will das echte Amerika sehen, das, das man nicht in Büchern findet.“ Sie ließ mich aus dem Auto steigen. Sie kontrollierte alles. Dann musterte sie mich. „Warum haben Sie keinen Alkohol? Warum rauchen Sie nicht?“ „Ich bin ehemaliger Rugbyspieler. Mir ist nur eines meiner Laster geblieben.“ „Essen?“, sagte sie. „Was ich will, kann man nicht essen. Man kann es nur lieben.“ „Den Hund?“, lachte sie. „Nein.“ Sie wurde starr. Sie merkte, dass ich zu weit ging. Es war gefährliches Terrain: Sie hatte Macht, Autorität und auch einen Charakter, der nicht um Erlaubnis bat. „Kann man wissen, was man nur lieben kann?“, fragte sie. „Natürlich. Die, mit der alles begonnen hat, die, die uns gemacht hat, die, die uns am Leben hält, die, die uns weiterträgt.“ „Wer?“ „Die Frau. Haben Sie es nicht verstanden?“ Sie antwortete nicht. Sie gab mir die Papiere zurück. „Fahren Sie zurück. Das ist nicht Ihr Weg.“ Ich gehorchte. Es war das Klügste, was man tun konnte. Dann kam die Nacht.

Und um zehn Uhr sah ich sie in der Lobby meines Hotels hereinkommen. Zivilkleidung. Derselbe Blick. Dieselbe Kraft. Eine

Frau, die genau wusste, was sie wollte.

Sie kam näher. „Kann ich etwas trinken?“

„Nein“, antwortete ich. Und ich stand auf.

Sie nahm meinen Arm. „Warum gehen Sie?“

Ich sah ihr in die Augen und sagte die Wahrheit:

„Vor der Gefahr zu fliehen ist keine Feigheit. Es ist gesunder Menschenverstand.“

Und ich ging.

Die Navajo-Frau

An jenem Morgen wachte ich spät auf. Ich sollte später auf dem Campus sprechen, als Gastredner. Ich schnappte meine Arbeitstasche, ging hinunter zum Parkplatz und stieg in den ersten Bus mit der Aufschrift „Campus“. Ein einfacher, dummer, unschuldiger Fehler.

Nach einer Stunde hatte ich immer noch nichts wiedererkannt. Andere Straßen, andere Landschaften, und niemand stieg aus. Dann hielt der Bus. Endstation.

Navajo-Reservat.

Der nächste Bus würde erst am nächsten Tag fahren. Kein Telefon, kein Kontakt, keine Möglichkeit, die Kollegen zu benachrichtigen. Ich würde am nächsten Tag erscheinen und das Missverständnis erklären müssen. Das kommt vor. Das Leben warnt nicht.

Kaum hatte ich das Reservat betreten, umarmte mich der Häuptling wie einen Verwandten, der nach Jahren zurückkehrt. Er stellte mir seine Frau, seine Tochter und die engsten Verwandten

vor. Sie führten mich herum, boten mir etwas zu trinken an und sagten beiläufig:

„Heute Nachmittag feiern wir ein Fest für dich."

Sie warteten auf jemand anderen. Ich war zufällig dort gelandet. Oder manchmal kommt das Schicksal als Fehler verkleidet. Ich lächelte. Ich nahm an. Ich ließ die Wüste entscheiden.

Büffelfleisch. Blutkuchen. Kartoffeln, Paprika und Zwiebeln. Bier und Alkohol ohne Maß. Überall traditionelle Kleidung. Das Feuer brannte. Die langsamen Trommeln. Und die Tochter des Häuptlings, die mir einen Hut mit einer weißen Feder aufsetzte.

Sie war eine echte Navajo. Schweigsam. Aufmerksam. Gewohnt, alles zu sehen und nichts zu sagen. Eine dieser Frauen, die zwischen Tradition, Arbeit, häuslichen Wunden, die niemand anzeigt, und einer Identität aufwachsen, die nicht einmal unter dem Beton stirbt.

Das Fest ging bis spät in die Nacht. Szenen, die ich in John-Wayne-Filmen gesehen hatte, aber umgekehrt: Sie waren nicht die Angreifer. Sie waren die Überlebenden.

Sie ließen mich im Tipi des Häuptlings schlafen, auf Büffelhäuten liegend. Keine Kleidung. Ein uralter Ritus. Ich nahm an. Ich war nicht dort, um mich einer Welt zu widersetzen, die mich aufgenommen hatte. Nach einer Weile kam die Tochter des Häuptlings herein. Gleicher Stil. Keine Worte. Nur Gegenwart.

Dann kamen der Häuptling und seine Frau, jeder in seinen eigenen Häuten, jeder an seinem eigenen Platz. Sie sahen nach ihrer Tochter. Und sie sahen nach mir. Glücklich. Friedlich. Als wäre alles an seinem richtigen Platz.

Am nächsten Morgen suchte ich ein Badezimmer. Sie zeigte auf ein Schilfbett und einen Fluss.

Ich versuchte, mich im Fluss zu waschen, aber das Wasser war trüb und voller Fische. Ich ging ins Schilf. Es schien klar.

Ich irrte mich.

Kaum hatte ich mich eingerichtet, kamen zwei Indianer mit Zeitungen in der Hand heraus, als wäre es das Normalste der Welt. Dann ein dritter. Dann noch einer.

Das ganze Dorf schiss in dasselbe Schilffeld.

Und ich hatte geglaubt, allein zu sein.

Der Bus zurück in die Zivilisation fuhr gleich ab. Ich durfte ihn nicht verpassen.

Die Tochter des Häuptlings hielt mich auf. In ihren Augen lag Zweifel. „Sehe ich dich wieder?“

Ich gab ihr meinen Laptop. Eine Möglichkeit, in Kontakt zu bleiben. Eine Chance.

Aber dieser Kontakt kam nie.

Denn das Schweigen der Indianer ist keine Abwesenheit. Es ist Geschichte. Es ist Gesetz. Es ist Erinnerung, die keine Bestätigung sucht.

Die Krankenschwester der Geisterstadt – 45 Jahre alt

Meine Schilddrüse hatte angefangen, verrückt zu spielen. Ich aß nicht, aber ich nahm zu. Ein Klassiker.

Ich versuchte es in der Apotheke: kein Rezept, kein Medikament. Ich versuchte es in den Supermärkten: keine rezeptfreien

Versionen. Die einzige Möglichkeit, die blieb, war das Krankenhaus.

Und dort traf ich sie.

Conchita.

Krankenschwester. Fünfundvierzig Jahre alt. Sie lebte in den verlassenen Gegenden Arizonas, wo die Hitze wie ein Fluch lastet und die Nacht voller Überdosen, ferner Sirenen und leerer Häuser ist. In den Geisterstädten verschwinden die Menschen, selbst wenn sie noch leben.

Sie sah mich an. Jeden Tag sah sie Verzweifelte, Drogensüchtige, Verletzte, zerbrochene Familien. Jemand wie ich – ein Ausländer, im Anzug, höflich und nur wegen eines Schilddrüsenmedikaments hier – stand nicht auf der Liste der dringenden Probleme.

Und doch war das Verfahren eine unüberwindbare Hürde. Obamacare sorgte zwar für die Versorgung aller, ja, aber nur, wenn sie stationär aufgenommen wurden.

Ich sollte nicht stationär aufgenommen werden. Ich musste einfach weiterleben.

Ich bestand nicht darauf. Es war nicht nötig. Ich sagte ihr einfach, dass ich im Hotel in der Nähe wohnte. Ich hinterließ ihr meinen Namen: Ferdinando. Sonst nichts.

Ich ging. In jener Nacht, gegen Mitternacht, klingelte das Telefon im Hotel. Der Rezeptionist fragte mich, ob ich einer Dame erlauben könne heraufzukommen, oder ob ich lieber in die Lobby hinuntergehen wolle.

Ich entschied mich, hinunterzugehen.

Conchita war da. In Zivil. Ohne Uniform, ohne Rollen.

„Können wir reden?“, fragte sie. Ich nickte.

Wir gingen in einen Pub in der Nähe. Wir saßen einander gegenüber, sie griff unter den Tisch und reichte mir einen kleinen weißen Umschlag. Darin meine Medikamente. Sie reichte sie herüber, wie man Süchtigen Drogen zusteckt. Mit derselben Vorsicht, demselben Risiko, derselben Heimlichkeit.

Ich verstand nicht, warum sie es tat. Ich hatte sie um nichts gebeten.

Ich verstand es erst, als sie sprach.

„Es geht nicht um das Medikament“, sagte sie. „Es geht darum, wie Sie um die Dinge gebeten haben. Die Art. Die Manieren. Der Stil.“

Sie sah mir in die Augen. Eine Frau, die ihre Tage zwischen Schreien, Notfällen, Gewalt und Armut verbringt, erkennt sofort die, die nicht nehmen, sondern nur leben wollen.

„Ich mache das nicht für jeden“, fügte sie hinzu. Und ich wusste es.

Mitten in einer Wüste voller Abwesenheiten hatte eine unsichtbare Frau beschlossen, da zu sein.

Die Kellnerin aus Tucson – 22-jährige Einwanderin

Am Nachmittag hatte ich Lust auf etwas Süßes. Es war kein Hunger, es war ein Mangel an Zuneigung, und ich wusste es. Das einfachste Mittel war, mich in ein Restaurant zu setzen und etwas Zuckriges zu bestellen.

Die Kellnerin kam sofort. Klein, schlank, zerbrechlich im Körper, aber flink in den Bewegungen. Sie sah aus wie die Schwester von Speedy Gonzales im Rock: Sie glitt zwischen den Tischen hindurch, als stünden ihre Knöchel in Flammen.

„Wie alt bist du?“, fragte ich sie.

Sie sah nicht einmal auf den Block. Sie funkelte mich an.

„Was geht dich das an? Bestell, zahl und geh. Und wenn du mich belästigst, rufe ich die Polizei.“

Zweiundzwanzig Kilo Körper. Zwanzig Tonnen Charakter. Reines Dynamit in einem Einmachglas.

Der Besitzer kam sofort heraus und entschuldigte sich. Er hatte alles gesehen. Ich hatte nichts falsch gemacht, aber sie war keine, die analysierte: Sie reagierte.

Sie erzählte mir ihre Geschichte. Sie war aus Mexiko gekommen, mit nichts: kein Geld, keine Familie, keine sicheren Papiere, keine Gewissheit. Sie bediente an Tischen, um zu überleben, und hoffte auf eine Zukunft, die Arizona selten bietet.

Sie hatte es eilig. Alle Eile der Welt. Und diese Eile war ihre Grenze.

Ich bat um Stift und Papier. Ich schrieb einen Brief. Keine Romantik, keine Illusionen: nur die Wahrheit. Ich ließ ihn ihr über den Besitzer zukommen, der nickte, wie man jemandem zunickt, der Respekt zeigt.

Am nächsten Tag ging ich an dem Lokal vorbei. Ich ging nicht hinein. Ich wollte nur beobachten.

Plötzlich hörte ich schnelle Schritte hinter mir. Ein Schlag auf den Rücken.

Ich drehte mich um.

Sie war es.

Das angespannte Gesicht, die nervösen Augen, der kurze Atem.

„Ich bin zweiundzwanzig“, sagte sie.

„Und wo zum Teufel schläfst du? Ich habe dich die ganze Nacht gesucht. Nicht einmal die Polizei weiß, wo du bist.“

Ich sah sie an. Sie war dasselbe Mädchen wie am Abend zuvor, aber ohne Rüstung. Ein Kind in einer Welt, die Erwachsene verschlingt.

Ich verabschiedete mich von ihr. Und ich ging. Nicht aus Gleichgültigkeit. Aus Respekt. Denn manche Zerbrechlichkeiten darf man nicht berühren: Man muss sie gehen lassen.

Epilog – Arizona

Arizona ist keine Landschaft: Es ist eine Grenze. Und Grenzen überquert man nicht. Man stellt sich ihnen.

In diesem Staat ist die Hitze keine Temperatur: Sie ist ein Urteil. Die Wüste ist kein Raum: Sie ist Einsamkeit. Die Menschen leben nicht, sie leisten Widerstand.

Ich habe vier Frauen getroffen, und alle hatten dasselbe Wort: Überleben. Die Grenzpolizistin, bis an die Zähne bewaffnet, aber so allein wie die Wüste, die sie bewacht. Die Navajo-Frau, Tochter eines gnadenlosen Landes und einer Erinnerung, die nie heilt. Die Krankenschwester der Geisterstädte, die ungesehen Leben heilt und die rettet, denen nichts mehr geblieben ist. Die eingewanderte Kellnerin, zweiundzwanzig Jahre Wut und Zerbrechlichkeit, im Krieg mit einer Welt, die größer ist als sie selbst.

Vier verschiedene Wege. Dieselbe Wüste im Inneren.

In Arizona warten die Frauen nicht auf eine Zukunft: Sie suchen sie mit aller Kraft. Und wenn sie sie nicht finden, gehen sie weiter. Denn anhalten heißt verschwinden.

Die Männer durchqueren diesen Staat, um die Canyons zu sehen. Die Frauen durchqueren ihn, um dem Tod zu entgehen. Und sie tun es schweigend, ohne irgendjemanden um irgendetwas zu bitten.

Reflexion – Arizona

Die Wüste lehrt dich eines: Niemand überlebt allein.

Und doch sind es die Frauen Arizonas, die es tun. Jeden Tag. Jede Nacht. In einem atemberaubenden Klima und einer Gesellschaft, die verlangt, dass du stark bist, auch wenn du es nicht kannst.

Sie sind Frauen, die keine Zeit haben, sich zu beklagen. Sie haben keine Zeit zu träumen. Sie haben keine Zeit, Fehler zu machen.

Und ich habe einmal mehr getan, was ich immer tue: Ich habe sie getroffen, beobachtet, zugehört und sie dann gehen lassen. Denn Respekt heißt auch, nicht festzuhalten. Arizona hat mich daran erinnert, dass es Leben gibt, die nicht verstanden werden wollen: Sie wollen nur nicht ignoriert werden.

Und ich werde sie nicht ignorieren. Niemals.

ARKANSAS

Arkansas ist eine langsame Kurve zwischen Hügeln, Flüssen und knarrenden Holzhäusern. Es ist ein Staat, der keinen Lärm macht, weil Lärm unerwünschte Aufmerksamkeit anziehen würde. Hier ist alles bis auf die Knochen reduziert: Landarbeit, vergessene Minen, isolierte Gemeinschaften, Viertel, in denen die Armut keine Phase ist, sondern ein Erbe.

Es ist das Amerika, das abseits der Landkarte lebt. Der Reichtum liegt im Westen. Die Moderne im Norden. Hier bleiben die

anderen: die, die keine Alternative hatten.

Die Frauen von Arkansas sind diejenigen, die zusammenhalten, was übrig bleibt: instabile Familien, einstürzende Häuser, abwesende oder überarbeitete Ehemänner. Die Frau aus Arkansas wird früh erwachsen, heiratet früh und altert früh.

Sie ist: – Vollzeitmutter – Krankenschwester ohne Diplom – improvisierte Psychologin – Köchin, Fahrerin, Erzieherin – unterbezahlte Arbeiterin in Supermärkten, auf Farmen, in Billigkliniken.

Aber das ist nicht alles. Arkansas hat auch eine andere Seite: hart, verborgen, gemacht aus Berufen, die Macht geben, aber Leben nehmen. Sie ist auch: – Postangestellte, die die Geheimnisse des ganzen Landes kennt – Managerin lokaler Firmen, ohne Boni und ohne Ruhm, nur Stress – Steuer- und Finanzbeamtin, gefürchtet, aber übersehen, erdrückt von Papierkram und niedrigen Gehältern – FBI-Agentin, zur Strafe oder zum Schutz hierher versetzt, zum Schweigen gezwungen – Technikerin der Wasserwerke, die einer Gemeinschaft das Wasser sichert, die nicht einmal ihren Namen kennt – Arbeiterin in einem Pharmaunternehmen, wo Heilung versprochen, aber zermürbende Schichten geboten werden

Der Glaube ist ein Anker. Die Mühe ist täglich. Die Einsamkeit ist die Norm.

Hier suchen die Frauen keine Emanzipation: Sie suchen eine Atempause. Und oft finden sie sie nicht.

Die Postangestellte – 48 Jahre alt

In Arkansas liegt das Postamt im Herzen des Ortes. Es ist mehr als nur ein Ort, durch den Briefe und Pakete gehen: Klatsch, Schecks,

Beschwerden, Betrügereien und Geständnisse zirkulieren dort.

Sie hält es über Wasser. Sie weiß alles über alle. Aber niemand weiß etwas über sie.

Für mich war es, als käme ich ins Büro meiner Mutter zurück. Fünfunddreißig Jahre bei der Post, und gewisse Dynamiken erkennt man sofort: starre Hierarchien, Vertrauen, das wenigen Auserwählten geschenkt wird, Geld, das den Besitzer wechselt, aber immer unter Kontrolle. Ich ging hinein und wusste schon, welche Antwort ich bekommen würde. Vorhersehbarkeit ist ein Vorteil.

Es war ein Scherz, mit dem Kriss, 48, Leiterin, die Tür zu ihrem Büro öffnete. Sie behandelte mich sofort wie einen „ausländischen Berater“, mit jener Neugier gemischt mit Misstrauen, die Frauen haben, die gewohnt sind, niemandem zu trauen, aber müde, alles allein zu machen.

Zuerst zeigte sie mir, was sie konnte. Dann, mutiger, was sie wollte.

Als die erste Schranke überwunden war, löste der Kontakt mit dem Geld und ihren täglichen Werkzeugen den Rest auf. Sie begann zu sprechen. Schwierige Beziehungen zur Verwaltung, Karrieresperren, gebrochene Versprechen, ständige Kontrollen, null Anerkennung.

„Ich brauche schnelle und wirksame Lösungen“, sagte sie.

Ich sagte ihr nur einen lateinischen Satz, hingeworfen als Provokation: „Do ut des.“ Ich gebe, damit du gibst.

Sie verstand sofort: „Ich gebe dir alles, was du willst, wenn du mir hilfst.“

Im Lauf von drei Tagen bereitete ich eine Reihe von Briefen an die Generaldirektion vor. Sie las sie, zeichnete sie gegen und schickte sie ab. Kurz darauf kam die Vorladung.

Sie verlangte, dass ich sie als Berater begleite. Ich willigte ein. Das Ergebnis war eindeutig: – Aufstieg von der Beamtin zur Managerin – Gehaltserhöhung – dieselbe Rolle – viel weniger Kontrollen.

Sie verließ das Büro und sprang vor Freude. Es war ein Problem, das sie seit mindestens fünf Jahren mit sich herumtrug, und in einer Woche war es verschwunden.

Am Abend lud sie mich zum Essen ein.

Sie kam elegant gekleidet, anders, als ich sie im Büro gesehen hatte. Es war klar, dass ihr jemand beim Zurechtmachen geholfen hatte: Kolleginnen, Freundinnen, ihre Tochter. Alle hatten an diesem Übergang von „vernachlässigt“ zu „sichtbar Frau“ teilgenommen.

Am Ende des Essens ging sie zur Kasse, um zu bezahlen. Sie kam zurück, ohne es getan zu haben. Der Besitzer hatte sie aufgehalten: Die Rechnung war bereits bezahlt.

Ich hatte ihn vorher gewarnt: „Nehmen Sie keinen Cent von ihr. Das geht auf meine Rechnung.“

Kriss lächelte. Dann sagte sie mir, ich solle gehen. „Ich bringe dich nach Hause. Ich will dir das Geschenk machen, das du verdienst.“

Ich wusste genau, was sie im Sinn hatte. Ich sagte ihr, sie solle vorgehen, ich käme gleich nach.

Ich hingegen fuhr zum Flughafen. Ich verließ den Staat.

Drei Tage später bekam ich eine E-Mail von ihr. Sie schrieb mir, sie sei von meinem Verhalten enttäuscht, aber auch dankbar. Sie habe, in ihren Worten, „einen besonderen Mann gefunden, der nichts dafür wollte, dass er mein Leben verändert hat“.

FBI-Agentin auf Abwegen – 38 Jahre alt

Sie kommt aus Washington, gewohnt an große Ermittlungen, schwere Lagebesprechungen und verglaste Räume mit Männern, die über das Leben anderer entscheiden. Jetzt findet sie sich in einer Vorstadtdienststelle in Arkansas wieder: Billigdrogen, häusliche Gewalt, stures Schweigen. Ihre Macht ist nutzlos. Ihre Einsamkeit ist es.

Ich war dort, um der Botschaft meine Fähigkeiten und meine Schwächen zu melden. Standardprotokoll. Ich betrete ihr Büro: Marion, 38, eine zwangsversetzte Bundesagentin.

„Wir müssen uns duzen, Nando“, sagte sie sofort. „Sag mir: Hast du Schwächen?“

„Ja. Frauen.“

Sie erstarrte. „Was meinst du damit?“

„Ich helfe ihnen, ich liebe sie, wenn ich kann … und ich verlasse sie.“

„Warum?“, fragte sie. „Weil du immer mit denselben Zähnen kaust, während wir viel mehr davon haben. Das ist eine Frage des Verhaltens: Nicht alles lässt sich festhalten, nicht alles lässt sich bewahren.“ Jetzt wollte sie analysiert werden. „Dann mach es auch mit mir. Sag mir, warum man mich hierher versetzt hat. Zeig mir, was du siehst.“

Drei Minuten. Nicht mehr. Es reichte, damit sie zusammenbrach.

Ihr Problem war einfach: Sie konnte ihre Gefühle nicht kontrollieren. In einer Behörde wie dem FBI ist das ein Fluch. Es macht dich schwach, es macht dich unzuverlässig, sie nehmen dir deine Ermittlungen weg und schicken dich dorthin, wo du keinen Schaden anrichten kannst.

Ich sagte es ihr. Ohne Filter.

Zuerst wehrte sie ab. Dann dachte sie eine Sekunde nach. Und brach in Tränen aus. Sie umarmte mich, wie man jemanden umarmt, der die Wahrheit sagt, wenn sonst niemand den Mut dazu hatte.

Dann unterschrieb sie die Unterlagen, die meine Position bescheinigten. Es war ein logischer Akt, aber ihre Unterschrift war emotional.

Auf dem Weg nach draußen rief ich in Washington an. Ich bat um eine Versetzung: „Schickt mich nach Miami. Hierher kann ich nicht ziehen. Dort werde ich frei sein."

Sechs Monate später stand Marion immer noch mit mir in Kontakt. Anrufe, E-Mails, Bitten um Treffen.

Ich sagte ihr immer dasselbe: „Es gibt keine Zukunft. Ich bin schon woanders."

Sie gab nicht auf. Sie war beim FBI. Und wenn das FBI dich ins Visier nimmt, lässt es nicht so schnell los.

Die Pharmaarbeiterin – 55 Jahre alt

Sie arbeitet in einem Werk, das Medikamente für die ganze Nation herstellt. Eine gewaltige Ironie: Sie heilt andere und vergiftet sich selbst. Schwere Chemikalien, harte Schichten, Masken, die nur zur Hälfte schützen, ein Lohn, der vor nichts schützt.

Niemand kennt seinen Namen. Alle nehmen die Pillen, die durch seine Hände gehen.

Mein Auftritt war nicht geplant. Alles begann bei einem Abendessen nach Covid, als ich lachend erzählte, ich hätte vier Dosen Pfizer bekommen, alle aus derselben Charge, und diese Charge enthalte eine „Viagra-Variante“, die dauerhafte Vorteile garantiere. Ein Witz. Einer von meinen.

Aber jemand an den Nachbartischen hörte zu. Und die Nachricht verbreitete sich im ganzen Land. Dann in der ganzen Welt.

Der Pharmakonzern wollte mich treffen. Um zu verstehen. Um zu prüfen. Denn in den Vereinigten Staaten kann gutes gesellschaftliches Getöse einen Aktienkurs verdoppeln.

Sie führten mich ins Werk. Kaum war ich drin, standen 130 Menschen auf und applaudierten. Ich war rot im Gesicht, und sie waren überzeugt, dass ich gleich das „Geheimnis“ verraten würde.

Ich sagte die Wahrheit: „Es war ein Witz.“ Sie glaubten es nicht.

Manager, Führungskräfte und Sekretärinnen umringten mich: Jeder wollte ein Detail, eine Bestätigung, einen Hauch technischer Wahrheit.

Aber es war eine Arbeiterin, 55 Jahre alt, die Hände von Chemikalien ruiniert, der Rücken gebeugt von Jahren unsichtbarer Arbeit, die mich um ein Gespräch bat. Man brachte sie mit mir in einen Raum. Sie kam niedergeschlagen herein. Leer. Müde.

Wir sprachen fünfundvierzig Minuten lang.

Nicht über Impfstoffe. Nicht über Chargen. Nicht über Wunderpotenz.

Wir sprachen über das Leben. Über Niederlagen, die als Normalität ausgegeben werden. Über Träume, die begraben wurden, weil dort niemand den Luxus hat, welche zu haben.

Ich sagte ihr nur eine Wahrheit: „Träumen heilt nicht, aber es rettet. Und es kostet weniger als das billigste Medikament, das ihr herstellt."

Sie ging lächelnd hinaus. Ihre Kolleginnen sahen sie an, als hätte sie das universelle Gegengift gefunden.

„Was hat er dir gesagt?", fragten sie sie.

Sie antwortete nicht. Und ich werde es nie verraten.

Es war das einfachste Geheimnis der Welt: Worte, wenn man sie an die richtige Stelle zu setzen weiß, öffnen Räume, wo keine Luft war.

Und für sie genügte an jenem Tag einfach das Atmen.

Die elegante Diebin – 30 Jahre alt

Er stiehlt nicht aus Instinkt. Er stiehlt, weil Arkansas denen nicht verzeiht, die mit nichts geboren werden.

Sie ist gebildet, intelligent und auf beängstigende Weise brillant. Sie hätte Managerin, Professorin und Beraterin werden können. Stattdessen ist sie ein Schatten geworden: Sie bewegt sich zwischen Wohnungen, Chats, Identitäten, Versprechen und verpassten Gelegenheiten.

Ich lernte sie online kennen. Eine Bitte um Hilfe kam über Skype, ein sauberes Profil, ein Name, der wie ein Code wirkte: Last A. Sie schön zu nennen, war eine Beleidigung. Schön war untertrieben. Diebin war selbstverständlich. Dumm war normal. Ein Rätsel mit perfektem Make-up.

Er bat mich um Hilfe. Ich gab sie ihm.

Innerhalb eines Jahres hatte er 14.000 Dollar gesammelt, alles für seine angegebenen Bedürfnisse. Nie ein Treffen. Nie ein Videoanruf. Nie ein Telefonat. Nur digitale Briefe, sorgfältig ausgefeilte Bitten, Notfälle, die echt wirkten.

Es war der süßeste Betrug, den ich je erlebt habe.

Schließlich beschloss ich, sie suchen zu gehen. Little Rock. Die Stadt von Bill und Hillary Clinton.

Ich lernte ihre Mutter kennen, Rita. Eine freundliche, verwirrte Frau, die ihre Tochter nicht wirklich kannte. Als sie mich sah, zuckte sie nicht zusammen; im Gegenteil, sie bat mich um mehr Geld, mit der Selbstverständlichkeit von jemandem, der atmet.

In diesem Moment sah ich die Wahrheit.

Sie war nicht allein. Sie war mit einer Gruppe in Ghana verbunden. Sie gab 55 % ihrer Einnahmen ab. Ein Profi aus Not. Alle fragten mich, wie ich auf ein so schmutziges Spiel hereinfallen konnte. Wie ich glauben konnte. Zahlen. Durchhalten. Hinnehmen.

Aber die Antwort war einfach, und ich hatte sie klar in mir:

Wer zum Helfen gemacht ist, denkt nicht an das Schlechte. Er sieht nur das Gute, das er tun kann, auch wenn die Welt ihm etwas anderes zeigt.

Epilog – Arkansas

Arkansas ist kein Staat: Es ist eine langsame Falle. Ein Netz aus Armut, Schweigen, minimaler Arbeit und Leben, die lautlos verblassen. Die Frauen, die ich hier traf, baten nicht um Rettung. Sie baten einfach um einen Ort zum Atmen.

Die Postangestellte, Königin aller Geheimnisse des Landes, wollte nur ihren Wert zurückgewinnen. Die FBI-Agentin, die von oben gefallen war, kämpfte mehr gegen sich selbst als gegen das Verbrechen. Die Pharmaarbeiterin, unsichtbar zwischen Pillen und Chemikalien, rettete die Welt, indem sie sich nach und nach selbst vergiftete. Und die elegante Diebin… sie war das perfekte Symbol dieses Staates: intelligent, brillant, aber gezwungen, den Weg zu wählen, den das Leben ihr aufgezwungen hatte.

Arkansas hat mir eine einfache Sache gezeigt: Hier überleben Frauen, so gut sie können. Manche halten durch. Manche liefen davon. Manche gleiten in die Schatten, weil das Licht nie da war.

Und alle bleiben auf die eine oder andere Weise abwesend. Nicht, weil sie fehlen. Sondern weil niemand sie sieht.

Reflexion – Arkansas

In diesem Staat habe ich verstanden, dass Armut kein wirtschaftlicher Zustand ist. Sie ist ein emotionaler, kultureller und geistiger Zustand. Sie ist die tiefe Überzeugung, nichts anderes zu verdienen. Wer hier geboren wird, muss gegen ein ungeschriebenes Schicksal kämpfen.

Die Frau aus Arkansas hat keine Zukunft: Sie baut sich eine mit bloßen Händen. Jeden Tag. In einer Gesellschaft, die von Chancen spricht, aber nur Überleben verteilt.

Hier habe ich etwas klar gesehen:

Frauen fallen nicht.

Man lässt sie fallen.

Und die wahre Sünde ist nicht die Armut. Es ist die Gleichgültigkeit derer, die zusehen und vorbeigehen.

Ich gehe nicht vorbei. Ich schaue hin, ich höre zu, ich schreibe. Und ich trage diese Geschichten aus dieser Erde heraus, denn täte ich es nicht, blieben sie begraben wie alles hier: in Schweigen, Staub und Scham.

KALIFORNIEN

Kalifornien ist kein Staat: Es ist eine Massenillusion.

Wer es von weitem betrachtet, sieht Sonne, Palmen, Kino, Technologie, den Ozean, den amerikanischen Traum. Wer es von unten erlebt, für den ist es ein ständiger Bruch: extremer Reichtum wenige Meter von absoluter Armut entfernt, Hightech-Arbeit neben der Ernte auf den Feldern, verriegelte Villen und Plastikzelte auf dem Gehsteig. Es ist der Ort, an den die Welt kommt, um Möglichkeiten zu suchen, und vorgeschriebene Hierarchien findet.

Für Frauen ist Kalifornien ein falsches Versprechen: – scheinbare Freiheit – verkündete Rechte – zur Schau gestellte Chancen.

aber die Regel ist immer dieselbe: Wenn du nicht mithalten kannst, verschwindest du.

Die Abwesenheiten hier sind kein Schweigen: Es sind Körper, die das System zurücklässt, ohne sich umzudrehen.

Die Frau aus dem Silicon Valley – 39 Jahre alt

Man nennt es die „Hauptstadt der Innovation“, aber das Silicon Valley ist ein geschlossenes Lehen, in dem die Macht männlich, weiß oder asiatisch ist, ingenieursgeprägt, wettbewerbsorientiert bis zum Wahn.

Frauen sind hier offiziell willkommen: – Diversitätsprogramme – Ethikkodizes der Unternehmen – Podien zur Gleichstellung – lächelnde Fotos in den Geschäftsberichten.

Doch in den Räumen, auf die es ankommt, sieht die Szene anders aus.

Sie hat zwei Abschlüsse, einen Master, perfektes Englisch und hohe technische Kompetenz. Sie arbeitet an digitalen Produkten, Daten und Plattformen. Sie verbringt ihre Tage in Meetings, in denen drei Personen über die echten Ideen entscheiden: zwei am Tisch, eine auf dem Bildschirm.

Man verlangt von ihr Soft Skills, Vermittlungsgeschick und Empathie. Man gibt ihr eine koordinierende Rolle, keine führende. Man will, dass sie anwesend ist, aber nicht die Hauptrolle spielt.

Mutterschaft ist in diesem System eine logistische Anomalie. Es gibt Leistungen, Elternzeit, Unterstützung, Möglichkeiten zum Einfrieren von Eizellen, Betriebskitas – aber immer mit einer unausgesprochenen Bedingung: Du darfst nicht langsamer werden.

Wird sie schwanger, gilt sie als potenzielles Problem. Wird sie es nicht, gilt sie als „Mann im Rock“, ersetzbar wie alle anderen. In beiden Fällen ist sie ein Werkzeug: nie der Mittelpunkt.

Abendliche Meetings, „Notfall“-Wochenenden und nächtliche Telefonate mit Asien oder Europa berühren dein Privatleben nicht. Das System verlangt totale Verfügbarkeit.

Wenn sie zusammenbricht – Burnout, Angst, Schlaflosigkeit, Sinnkrise –, ist die Antwort immer dieselbe: – Yoga – Achtsamkeit – Privattherapie.

Nie ein struktureller Umbau. Nie eine echte Umverteilung der Macht.

Ihre Abwesenheit ist nicht körperlich: Sie ist symbolisch. Sie ist in jedem Prozess präsent, aber nie in der endgültigen Anerkennung.

Die Technologie verkauft der Welt Erzählungen von weiblichem Empowerment. Doch im Innersten bleiben Frauen Ausnahmen, die verwaltet werden, keine Säulen, die anerkannt werden.

Die Migrantin aus dem Central Valley – 28 Jahre alt

Das Central Valley ist ein Teil Kaliforniens, den Touristen nicht sehen und den die Filme nicht zeigen.

Es ist der Agrarkorridor, der das halbe Land ernährt: – Obstfelder – Gemüse – Mandeln – Weinberge – verarbeitende Industrie.

In dieser Landschaft ist die Migrantin die unsichtbare Antriebskraft der Kette. Sie kommen aus Mexiko, aus Mittelamerika, aus armen Gemeinden ohne echte Alternative. Viele sind ohne Papiere, andere haben brüchige Dokumente, und alle teilen denselben Zustand: Ihr Dasein hängt davon ab, keine Probleme zu machen.

Er arbeitet auf den Feldern, in den Gewächshäusern und in den Verpackungsfabriken. Zermürbende Schichten, gebeugter Rücken, extreme Hitze, Pestizide in der Luft, subtile und ständige Überwachung. Er spricht wenig, schaut viel, hört alles.

Der Lohn ist niedrig, oft unter dem tatsächlichen Mindestlohn. Überstunden werden nicht immer erfasst. Krankheitstage werden nicht bezahlt: Wer fehlt, wird ersetzt.

Gewalt ist weit verbreitet, wird aber oft nicht erfasst: – Belästigung am Arbeitsplatz – sexuelle Erpressung – Drohung mit

dem Verlust der Arbeit – Drohung mit einer Anzeige bei den Behörden.

Anzeige zu erstatten heißt, alles zu riskieren. Zu schweigen heißt, weiterhin etwas für die Kinder nach Hause zu bringen.

Ihre Abwesenheit ist institutionell: Sie taucht in keiner öffentlichen Statistik auf, hat keine Vertretung, nimmt nicht an den Gesprächen teil, in denen über die Landwirtschaft entschieden wird, und wird nicht gefragt, wenn über ökologischen Wandel oder nachhaltige Lieferketten gesprochen wird.

Sie ist die Frau, die die Nahrung einer ganzen Nation trägt, ohne ein Recht auf einen Platz in der offiziellen Erzählung zu haben.

Kalifornien vermarktet sich als „grün“, besorgt um Umwelt, Gesundheit und Zukunft. Doch auf den Feldern seines landwirtschaftlichen Kernlands arbeiten Frauen unter Bedingungen, die jeden Slogan Lügen strafen.

Die Frau der Bilderindustrie – 32 Jahre alt

Hollywood, Fernsehstudios, digitale Plattformen, Agenturen, Werbung, soziale Medien. Kalifornien hat eine globale Wirtschaft auf dem Bild aufgebaut. Im Zentrum dieser Maschinerie steht die Frau, die als Oberfläche benutzt wird.

Schauspielerin, Statistin, Model, Influencerin, Hintergrundfigur. Was an ihr zuerst zählt, ist nicht ethisch, kulturell oder beruflich: Es ist ästhetisch.

Es gibt feste Kategorien von „Frauenrollen“: – junge Frau für Werbespots – „normale“ Frau für Familienkampagnen – hypersexualisierter Körper für bestimmte Zielgruppen – beruhigende Figur für andere.

Das Casting ist nicht nur Auswahl: Es ist ein kultureller Filter. Es entscheidet, wer zeigbar ist, wer vermarktbar und wer aussortiert wird.

Die ausdrücklichen und unausgesprochenen Forderungen sind immer dieselben: – in ein bestimmtes Gewicht passen – Make-up, Retuschen, Veränderungen akzeptieren – sich stereotypen Drehbüchern anpassen – denen nicht widersprechen, die zahlen.

Wer versucht, bestimmte Szenen oder Situationen abzulehnen, gilt als „schwierig“. Wer Missbrauch oder Erpressung meldet, wird isoliert, abgestempelt und oft durch Schweigen ersetzt.

Große globale Kampagnen sprechen von Body Positivity, Respekt, Empowerment und Inklusion. Doch in den Fluren der Büros, bei den Castings und in den Produktionsbesprechungen bleiben die wahren Kriterien altmodisch, banal und gewalttätig.

Die Frau ist hier als Bild übermäßig sichtbar und als freies Subjekt unsichtbar.

Ihre Abwesenheit ist psychologisch: Sie ist von sich selbst abgeschnitten, in eine Marke verwandelt, gezwungen, ihren Wert in Zahlen zu messen: Aufrufe, Likes, Follower, Engagement.

Hinter jedem perfekten Gesicht auf einer Plakatwand steht ein Mensch, der oft fast keine Kontrolle über die eigene Darstellung hat.

Die obdachlose Frau – 50 Jahre

Kalifornien hat auch eine der größten obdachlosen Bevölkerungen der Vereinigten Staaten.

Zelte unter Überführungen, behelfsmäßige Lager entlang von Kanälen, Menschen, die in Autos leben, in verfallenen

Wohnmobilen und auf Gehsteigen, die zu Wohnkorridoren geworden sind. Los Angeles, San Francisco, Oakland, San Diego: Die Armut ist überall, sichtbar und ignoriert.

Die obdachlose Frau ist doppelt ausgeliefert: – als arme Frau – als verletzlicher weiblicher Körper.

Oft hat sie eine Geschichte aus: – unbezahlbaren Mieten – verlorenen Jobs – zerstörerischen Trennungen – häuslicher Gewalt – unbehandelten Gesundheitsproblemen – Süchten als Betäubungsmittel.

Die Nacht ist nie Ruhe: Sie ist Verteidigung. Ein paar Dinge schützen, einen Schlafsack, eine Tasche, ein Dokument, eine Erinnerung. Sozialdienste gibt es, aber sie sind: – langsam – unzureichend – bürokratisch – manchmal demütigend.

Obdachlose Frauen entgehen genauen Statistiken: Sie sind diejenigen, die umherziehen, die den Ort wechseln, um Übergriffen zu entgehen, die aus Angst nicht in Notunterkünfte gehen, die ihre Kinder nicht zu den Diensten bringen, aus Angst, dass man sie ihnen wegnimmt.

Ihre Abwesenheit ist moralisch: Die Gesellschaft sieht sie, erkennt sie aber nicht als Teil von sich selbst an. Sie wird als Problem beschrieben, nie als Ergebnis politischer und wirtschaftlicher Entscheidungen.

Kalifornien, das von digitaler Inklusion, Innovation und nachhaltiger Zukunft spricht, lebt Seite an Seite mit Frauen, die sich die Haare an öffentlichen Brunnen waschen, die sich auf einem Parkplatz umziehen, die dank einer Suppenküche essen.

Keine von ihnen ist ein „Extremfall“. Sie sind die normale Folge eines Modells, das den Absturz derer, die mit den

Lebenshaltungskosten nicht zurechtkommen, als unvermeidlich hinnimmt.

Epilog – Kalifornien

Kalifornien ist das Schaufenster der Welt und zugleich ihr Hinterzimmer.

Nach außen stellt es aus: – Technologie– Kino– Musik– Universität– Innovation

Im Inneren verbirgt es: – Ausbeutung in der Landwirtschaft – Ungleichheiten auf dem Immobilienmarkt – extreme Prekarität – Süchte – strukturelle Obdachlosigkeit. Frauen fehlen hier nicht, weil es sie nicht gibt. Sie fehlen wegen der Übersättigung mit Bildern.

Wenn ein Ort ständig und überall weibliche Körper zeigt – Bildschirme, Plakatwände, Videos, Werbung, Social-Media-Feeds –, gibt er der Welt die Illusion, Frauen stünden im Mittelpunkt.

In Wirklichkeit: – die Frau, die in der Technologie arbeitet, hat wenig zu sagen – der Migrantin auf den Feldern hört niemand zu – die Bildprofessionelle wird in vorgefertigte Rollen gepresst – der obdachlosen Frau weicht man mit dem Blick aus.

Kalifornien beweist, dass Abwesenheit nicht nur Leere ist: Sie kann auch Überrepräsentation ohne echte Macht sein.

Es ist der Staat, in dem Frauen überall erscheinen, aber viel weniger anerkannt werden, als die Welt glaubt.

Reflexion – Kalifornien

In Alaska ist die Abwesenheit Frost. In Alabama ist sie Geschichte. In Arizona ist sie die Grenze. In Kalifornien ist sie Make-up.

Hier wird die Abwesenheit der Frauen kaschiert durch: – progressive Slogans – korrekte Werbekampagnen – Konferenzen über Gleichstellung – motivierendes Storytelling.

Man spricht von „Inklusion“, aber echte Inklusion misst sich an drei konkreten Kriterien: – wer entscheidet – wer mehr verdient – wer es sich leisten kann, Nein zu sagen.

In diesen drei Punkten bleiben kalifornische Frauen – quer durch alle sozialen Schichten – allzu oft zurück:

– die Managerin wird geduldet, solange sie nicht die volle Macht verlangt – die Migrantin lässt man, solange sie harte Arbeit ohne Protest erträgt – die Bildprofessionelle wird benutzt, solange sie der Zielgruppe entspricht – die obdachlose Frau wird ignoriert, solange sie weder Verkehr noch Anstand stört

Die Welt blickt auf Kalifornien, um die Zukunft zu verstehen. Doch wenn sie wirklich auf die Frauen schauen würde, die es über Wasser halten, würde sie eine einfache Wahrheit entdecken:

Es gibt keine Zukunft an einem Ort, der das Fehlen von

denen normalisiert, die ihn tragen.

Deshalb steht Kalifornien in diesem Band. Nicht als Mythos, nicht als Postkarte, nicht als Feind. Als Beweis.

Eine der Welthauptstädte der Fantasie, wo das, was am schwersten zu sehen ist, immer dasselbe bleibt: das wirkliche Leben der Frauen, die nie auf der Leinwand landen.

COLORADO

Colorado ist ein Staat, der vorgibt, einfach zu sein, es aber nicht ist. Es ist ein Amerika, das zwischen zwei Extremen lebt:

– Berge, die wie Schutz wirken – Städte, die als soziale Labore funktionieren

Es ist eine saubere, geordnete, oberflächlich progressive Gegend, aber mit deutlich sichtbaren Widersprüchen: extrem unerschwingliche Lebenshaltungskosten, unsichtbare Segregation, technische Arbeit, abgeschottete Wohnanlagen und stille soziale Isolation.

Hier verschwinden Frauen nicht durch offensichtliche Gewalt. Sie verschwinden durch zu viel Ordnung, kulturellen Druck und erdrückende gesellschaftliche Erwartungen.

Colorado ist ein Staat, der viel verlangt und wenig zurückgibt. Die Frauen, die dort leben, halten ein schwieriges Gleichgewicht:

– technische und geistige Arbeit – Familien, die totale Präsenz verlangen – Gemeinschaften, die beobachten und urteilen – psychische Gesundheit ohne Raum – geografische Isolation, getarnt als „Lebensqualität“.

Es ist ein Staat, in dem du nicht fällst, weil dich jemand stößt. Du fällst, weil niemand sieht, wie du abrutschst.

Die Frau aus Denver – 35 Jahre alt

Denver ist modern, funktional und sauber. Alle reden von Technologie, Start-ups und Lebensqualität. Doch in der Praxis ist es eine Stadt, die von Frauen viel verlangt und außerordentlich wenig zurückgibt.

Sie ist eine Fachfrau: – Abschlüsse – technische Kompetenz – sichere Stelle – mittleres bis hohes Gehalt.

Alles perfekt, auf dem Papier.

Er lebt unter ständigem Druck: Leistung, Ziele, Meetings, Projektmanagement, messbare Ergebnisse jede Woche.

Die Unternehmen reden von Work-Life-Balance. Aber sie verlangen ständige Verfügbarkeit.

Er hat eine teure Wohnung, einen vollen Terminkalender und ein akribisch organisiertes Leben. Er stürzt nicht aus Armut ab: Er stürzt aus Erschöpfung ab.

Seine Abwesenheit ist geistig. Er arbeitet immer, denkt immer, hält alles zusammen – bis etwas zerbricht. Und wenn es zerbricht, geschieht es in der Stille.

Die Meisterin der Berge – 42 Jahre alt

Außerhalb von Denver und Boulder wechselt Colorado das Gesicht. Berge, kleine Gemeinden, Orte, an denen im Winter nur wenige bleiben und im Sommer die Touristen zum Fotografieren herbeiströmen.

Die Lehrerin ist hier die Säule des Landstrichs: – sie unterrichtet – sie führt – sie begleitet – sie kennt alle – sie ist seelische Stütze – sie ist eine erweiterte Familie für die Kinder.

Er lebt zwischen Schnee, abgelegenen Straßen und kleinen Schulen. Seine Arbeitslast ist enorm, sein Gehalt begrenzt.

Ihre Abwesenheit ist institutionell: Sie trägt die Gemeinschaft, nimmt aber nie an politischen Entscheidungen teil. Sie ist die Frau, die arbeitet, um ein ganzes Land über Wasser zu halten, ohne anerkannt zu werden.

Die Frau der indigenen Reservate – 30 Jahre

Der „unsichtbare“ Teil Colorados sind seine Reservate. Gebiete, in denen die Geschichte schwerer wiegt als die Moderne.

Indigene Frauen erleben drei Ebenen der Unterdrückung: – strukturelle Armut – innere patriarchale Kultur – äußere institutionelle Verwahrlosung.

Sie arbeitet oft in Sozialprogrammen, Stammesschulen und dürftig ausgestatteten Gesundheitszentren. Sie kämpft gegen Sucht, Depression, häusliche Gewalt und eine geografische Entfernung, die völlig isoliert.

Ihre Abwesenheit ist kulturell: Das moderne Colorado betrachtet sie nicht als Teil seiner Identität, und ihre Gemeinschaft erkennt nicht immer ihr Recht an, sich neu zu erfinden. Sie ist eine Frau, die ein ganzes Volk trägt, während die Welt sie ignoriert.

Die Frau aus dem Skigebiet – 27 Jahre alt

Aspen, Vail, Breckenridge, Telluride. Luxus, Geld, Wintersport, Saisonwirtschaft.

Die Frau, die hier arbeitet – Kellnerin, Barkeeperin, Liftbedienerin, Rezeptionistin, Skilehrerin –, lebt in einer doppelten Welt:

– die außerordentlich reichen Touristen – die Arbeiterinnen und Arbeiter, die alles am Laufen halten

Sie arbeitet ohne feste Zeiten, schlecht bezahlt und oft prekär. Sie teilt winzige Zimmer mit anderen Beschäftigten, um sich die Miete leisten zu können.

Sie ist von Reichtum umgeben und bleibt doch isoliert. Sie muss mit arroganten Touristen, Saisonmanagern und ständigen

Forderungen fertigwerden.

Ihre Abwesenheit ist wirtschaftlich: Sie erzeugt Reichtum für alle, bleibt aber arm.

Epilog – Colorado

Colorado ist ein Staat, der perfekt scheint, es aber nicht ist. Er ist geordnet, wohlhabend, modern und sozial ausgewogen – auf dem Papier. Doch seine Frauen leben auf drei Bruchlinien:

– psychischer Druck – territoriale Isolation – institutionelle Abwesenheit

Es gibt keine Skandale, keine massive Gewalt, kein Chaos. Und gerade deshalb wiegt ihre Abwesenheit noch schwerer.

Hier fallen Frauen nicht, weil jemand sie stößt. Sie fallen, weil alle annehmen, dass sie durchhalten können.

Reflexion – Colorado

Die Stärke der Frauen aus Colorado ist es nicht, Lärm zu machen. Und es ist nicht, Schlagzeilen zu machen.

Es ist eine subtile, moderne, intelligente Abwesenheit. Schwer zu erkennen, leicht zu ignorieren.

Colorado lehrt eine einfache Sache: Abwesenheit ist nicht nur Armut, Gewalt, Kälte oder Abgeschiedenheit. Sie kann auch geordnet sein. Sie kann auch Wohlstand sein. Sie kann auch Erwartung sein.

Wenn eine Frau nicht vom Chaos überwältigt wird, sondern von „alles läuft bestens“, dann ist das Problem nicht sichtbar – aber es ist real.

Und deshalb ist auch Colorado hier: um daran zu erinnern, dass weibliche Abwesenheit nicht nur ein Gesicht hat. Sie hat fünfzig. Eines für jeden Staat.

CONNECTICUT

Connecticut ist ein Staat, den sich viele vorstellen, aber wenige wirklich kennen. Von außen ist er elegant: makellose Städtchen, saubere Vororte, ausgezeichnete Schulen, teures Benzin, ordentliche Gehsteige, Häuser mit perfektem Rasen. Es ist die „gehobene" Seite Amerikas, die nie die Stimme erhebt, die organisiert, regiert und verwaltet.

Hier scheint alles im Gleichgewicht, doch dieses Gleichgewicht ist nicht natürlich: Es ist ein ständiger Druck, eine fortwährende Pflege des Anstands, des Scheins, der Erwartung.

Connecticut verlangt nicht, dass du glänzt. Es verlangt, dass du nie Fehler machst.

Es ist ein Staat, in dem man gut leben kann, wenn nur drei Dinge zutreffen: – sozialer Wettbewerb – emotionale Kontrolle – das stille Urteil der Gemeinschaften

Frauen verschwinden hier nicht durch Armut oder offensichtliche Gewalt. Sie verschwinden durch erzwungene Anpassung. Ein höfliches Verschwinden: ohne Aufschrei, ohne Skandal, ohne Nachrichten.

Es ist eine vornehme Abwesenheit, aber dennoch eine Abwesenheit.

Die Dame aus dem Versicherungsbüro – 40 Jahre alt

Connecticut ist die Versicherungshauptstadt der Vereinigten Staaten. Hartford verkündet es überall: „Insurance Capital of the World“.

Hinter diesen Slogans sitzen Tausende Frauen vor endlosen Bildschirmen: – Schadensmeldungen – Policen – Risikoalgorithmen – digitaler Papierkram – Verfahren – Kennzahlen.

Ihre Arbeit ist präzise, technisch und akribisch gesteuert. Jeder Fehler kostet das Unternehmen Geld und sie Zeit. Jede Entscheidung muss begründet, dokumentiert, genehmigt und bestätigt werden.

Der Tag ist eine Kette von Kontrollen.

Sie hält alles zusammen, weil das System erwartet, dass sie makellos ist. Und die Bezahlung ist gut: ausgezeichnet, verglichen mit anderen Ländern.

Aber der emotionale Preis ist extrem hoch.

Die Frauen hier brechen nicht zusammen. Sie leeren sich langsam, ohne Lärm zu machen. Denn in diesen Büros fragt niemand, wie es dir geht. Man fragt nur: „Wie läuft’s?“

Ihre Abwesenheit ist geistig: jeden Tag anwesend, aber von sich selbst abgeschnitten.

Die Frau aus den reichen Vororten – 45 Jahre alt

Der wohlhabende Teil Connecticuts ist eine Welt für sich. Riesige Häuser, leise SUVs, perfekte Gärten, Privatschulen, uralte gesellschaftliche Normen.

Hier arbeiten Frauen nicht immer „draußen“: Sie arbeiten innerhalb des gesellschaftlichen Systems.

Ihre Rolle ist kulturell: – makellose Mutter – angepasste Ehefrau – Präsenz in Komitees – Führung des Haushalts – terminiertes Ehrenamt – perfektes Bild.

Wenn sie zerbricht, darf sie es nicht sagen. Wenn sie unglücklich ist, darf sie es nicht zeigen. Wenn sie allein ist, darf es niemand wissen.

Seine Abwesenheit ist ein Zeichen der Identität: Er verschwindet hinter der Rolle, die er verkörpern muss.

An einem Ort, an dem „alles perfekt ist“, kann sie es sich nicht leisten, irgendeinen Riss zu zeigen.

Es ist ein elegantes Gefängnis, aber dennoch ein Gefängnis.

Die Frau der Elite-Universität – 34 Jahre alt

In New Haven steht eine der renommiertesten Universitäten des Planeten: Yale.

Das akademische Umfeld wirkt progressiv, modern und aufmerksam. Doch unter der Oberfläche liegen Starrheit, erbitterter Wettbewerb und himmelhohe Erwartungen.

Die Forscherin lebt ein Paradox: – sie ist gebildet – sie ist kompetent – sie ist vorbereitet – sie ist zentral für die kulturelle Produktion.

doch sie wird auch vom System zermalmt.

Publikationen, Konferenzen, Fördermittel, Artikel, Mentoring, Lehre, interne Beziehungen. Eine ständige Anstrengung, die Leben, Geist und Körper durchdringt.

Kolleginnen sind oft Rivalinnen. Männliche Kollegen beherrschen noch immer die traditionsreichen Lehrstühle.

Seine Abwesenheit ist institutionell: Das Wissen, das er hervorbringt, trägt die Universität, doch seine Laufbahn geht langsamer voran, unsicherer, mehr in der Schwebe.

Viele halten durch. Viele gehen.

Yale bleibt perfekt. Sie nicht.

Die Frau aus den gemischten Vierteln – 31 Jahre

alt

Außerhalb der reichen Vororte und fern der Elite-Universitäten liegt das echte Connecticut: niedrige Löhne, hohe Mieten, prekäre Jobs, gemischte Gemeinschaften und ein Sozialsystem, das nicht immer funktioniert.

Frauen sind hier die verborgene Säule: Sie arbeiten in Supermärkten, öffentlichen Schulen, Wohngruppen, Sozialdiensten, kleinen Betrieben und in der Grundversorgung. Alles hält zusammen: – unterbezahlte Arbeit – Kinder – Großfamilie – langsamer Nahverkehr – ständiger Stress.

Seine Abwesenheit ist wirtschaftlich: Er arbeitet viel, verdient wenig und kommt nicht voran.

Und er lebt in einem auffälligen Paradox: Er lebt in einem der reichsten Staaten Amerikas, ohne sich als Teil des Reichtums zu fühlen.

Denn der Reichtum ist hier privat, nicht sozial.

Epilog – Connecticut

Connecticut wirkt „sicher“, „sauber“, „stabil“. Und in mancher Hinsicht ist es das auch.

Aber es ist auch eines der Länder, in denen Frauen am leichtesten lautlos verschwinden. Nicht durch Gewalt, nicht durch Hunger, nicht durch Kälte. Aus gesellschaftlicher Erwartung.

Es ist ein Mangel mit glatter Oberfläche: kein Chaos, kein Geschrei, keine beeindruckenden Statistiken. Nur Leben, die von hohen Ansprüchen und geringem Lohn zermalmt werden.

Niemand bemerkt es, weil alles funktioniert. Und genau das macht es gefährlich.

Reflexion – Connecticut

In vielen Staaten ist die Abwesenheit spürbar. Hier ist sie diskret. Höflich. „Normal“. Connecticut zeigt, dass eine Frau haben kann: ein Zuhause, eine Arbeit, ein Einkommen, ein sicheres Viertel, eine angesehene Gemeinschaft.

und zugleich als Mensch völlig unsichtbar sein.

Gesellschaftliche Perfektion ist eine dünne Klinge. Sie verlangt, dass du lächelst, während sie dir deinen Raum nimmt.

Connecticut lehrt, dass Abwesenheit auch aus zu viel Ordnung, zu viel Anstand, zu viel Kontrolle entstehen kann.

Und dass keine Gesellschaft wirklich fortschrittlich ist, solange sie Frauen nicht erlaubt, präsent zu sein, ohne perfekt sein zu müssen.

DELAWARE

Delaware ist ein schwer zu greifender Staat. Klein, ruhig und fiskalisch knapp. Er wirkt wie ein kleines Detail, ist aber ein lebenswichtiger Teil des amerikanischen Getriebes.

Hier gibt es keine gigantischen Metropolen, keine Wüsten, Berge oder blendenden Spiegel. Es gibt eine verborgene Wirtschaft, eine diskrete Politik, eine Bürokratie, die still Milliarden bewegt.

Delaware ist der Ort, an dem Amerika seine Unternehmen anmeldet, sein Geld verwahrt und seine Rechnungen begleicht. Ein Ort in der Mitte: nicht zu reich, nicht zu arm, nicht zu laut.

Es ist eine perfekte Grauzone.

In Delaware explodiert weibliche Abwesenheit nicht. Sie verdunstet. Langsam, stetig, unsichtbar in den Zahlen und im öffentlichen Diskurs. Hier verschwinden Frauen durch stille Überlastung, durch Arbeiten, die zu klein sind, um beachtet zu werden, durch Rollen, die nie in die nationale Erzählung eingehen.

Die Dame aus dem Konzernbüro – 38 Jahre alt

Delaware ist der rechtliche Sitz von mehr als einer Million amerikanischer Unternehmen. Hier werden Gesellschaftsunterlagen, Fusionen, Trusts, Eigentümerwechsel, Steuerdokumente und Transaktionen im Wert von Milliarden archiviert.

Die Welt glaubt, diese Arbeit machten große Manager. Sie wird von Frauen gemacht, die in fensterlosen Kabinen sitzen und endlose Ströme von Dokumenten verwalten.

Sie arbeitet in einem geordneten Büro voller Regeln, Verfahren und Kontrollen. Sie macht fast nie Fehler, denn ein Fehler kann

Millionen kosten. Sie ist schnell, präzise und unsichtbar.

Sein Tag besteht aus: Formularen, Unterschriften, Protokollen, Prüfungen, E-Mails, Checklisten.

Seine Arbeit trägt ein ganzes Wirtschaftssystem. Aber niemand sieht sie. Niemand erkennt sie an. Niemand spricht darüber.

Seine Abwesenheit ist strukturell: Er hält ein Imperium aus Papier über Wasser, ohne je in den Erzählungen der Macht aufzutauchen.

Die Frau aus Lager und Logistik – 33 Jahre alt

Delaware ist nicht nur Bürokratie. Es ist auch Hafen, Güterverkehr, Lagerhaltung und Lieferketten.

Die Frau arbeitet hier in: – Kühlhäusern– Sortierzentren– Industrielagern– Lebensmittelbetrieben– nächtlicher Koordination. Schwere Schichten, schnelles Tempo, gebeugte Rücken, kalte Luft. Wiederholte Bewegungen, Verletzungsgefahr, ständige Aufsicht.

Sein Lohn ist niedrig. Sein Vertrag ist oft prekär. Sein Leben ist ohne Spielraum.

Seine Abwesenheit ist wirtschaftlich: Er arbeitet hart, verdient wenig und kommt nie weiter.

Sie ist die Frau, die den verborgenen Teil des Handels trägt, während die Welt nur auf die großen Städte schaut.

Die Frau der Grundversorgung – 47 Jahre alt

Delaware hat kein gigantisches Gesundheitssystem. Es hat ein minimales und äußerst fragiles Netz der Grundversorgung.

Die Frau trägt hier: – Altenheime– kleine Arztpraxen– Gemeindekliniken– häusliche Pflege– Unterstützung für einsame Ältere– vergessene chronisch Kranke.

Seine Arbeit ist emotional, körperlich und ununterbrochen. Er sieht mehr Leid, als er ertragen kann. Er macht Überstunden ohne Anerkennung. Er verdient weniger, als er verdient.

Ihre Abwesenheit ist sozial: Sie ersetzt den Staat, wo der Staat nicht hinkommt, aber niemand betrachtet sie als wesentlichen Teil des Systems.

Wenn sie fehlt, bricht alles zusammen. Doch wenn sie arbeitet, bemerkt es niemand.

Die Frau aus dem einkommensschwachen Viertel – 29 Jahre

alt

Auch Delaware hat seine zerbrechlichen Teile: Viertel, die von Armut, häuslicher Gewalt, Drogen und Verwahrlosung gezeichnet sind. Frauen stehen hier vor drei Problemen auf einmal: prekäre Arbeit, steigende Lebenshaltungskosten und wenig sozialer Schutz.

Sie arbeitet als Kassiererin, Putzfrau, Saisonarbeiterin, Babysitterin und Küchenhilfe. Sie wäscht, putzt, versorgt und richtet die Wohnungen anderer Leute her.

Ihr Tag ist ein Wettlauf: Kinder, Busse, Schichten, Einkäufe, Haushalt, Probleme.

Ihre Abwesenheit ist städtisch: Sie lebt in einer Stadt, die von Wiedergeburt spricht, aber genau die Frauen zurücklässt, die sie in den schlimmsten Momenten über Wasser halten.

Epilog – Delaware

Delaware hat nicht das Drama Kaliforniens, nicht die eisigen Temperaturen Alaskas und nicht die Härte des Südens.

Es hat etwas anderes an sich: Normalität als Form der Unsichtbarkeit.

Hier macht die Arbeit der Frauen keinen Lärm, weil sie: – technisch – repetitiv – unverzichtbar – still – kaum erzählenswert ist.

Es gibt nie eine Explosion. Es gibt ständigen Verschleiß.

Frauen machen keine Schlagzeilen. Sie protestieren nicht in Massen. Sie fordern keinen Raum. Sie halten einfach aus.

Und genau das macht sie unsichtbar.

Reflexion – Delaware

Delaware zeigt, dass weibliche Abwesenheit eine noch heimtückischere Form annehmen kann: die perfekte Verwaltung des Schweigens. Hier sind Frauen die treibende Kraft hinter: – Bürokratie – Koordination – Grundversorgung – Mindestleistungen. und doch tauchen sie nie in den Geschichten Amerikas auf. Abwesenheit ist kein Lärm. Sie ist Hintergrund. Und Delaware ist der Beweis dafür: ein Ort, an dem das Land immer vorbeizieht, die Frau aber immer stillsteht.

Ferdinando Frega